November
1954



DER MARIENBOTE



Marienweihe

(für das Marianische Jahr)

Mit frohen Herzen und vertrauender Liebe kommen wir zu dir, o heilige Gottesmutter, uns dir ganz zu weihen.

Wir weihen uns dir, der *reinsten* Jungfrau. Du weißt um unseren Kampf und unsere Schwäche. Unter deinem Lilienbanner wollen wir mutig kämpfen für die Reinheit und Unschuld im eignen Herzen und im öffentlichen Leben.

Wir weihen uns dir, der *starken* Frau. Auch wir wollen stark sein im inneren Kampf, ohne Menschenfurcht auch da zu stehen, wo man dich und deinen Sohn nicht kennen will. Auch wir wollen mutig und ungebrochen das Kreuz tragen, das der Heiland uns auferlegt. Starke Frau, erflehe uns Kraft, daß wir sind, wie du gewesen bist.

Wir weihen uns dir, der *Siegerin* über alle Feinde deines Sohnes. Wir wollen eine Schar von Aposteln sein, wollen arbeiten, kämpfen und opfern für die Ehre deines Sohnes und Seiner heiligen Kirche. Erflehe uns die Gnade, daß wir durch unser Beispiel, unser Beten und Opfern, unsere Liebe und Mühe andere zum Guten führen und für Zeit und Ewigkeit glücklich machen. Gib uns Eifer und Erfolg in unserem Kampfe gegen alle Feinde deines Sohnes.

Wir weihen uns dir, unsere *Mutter*. So viele von uns haben sich dir geweiht, und du warst ihnen Mutter und Führerin. Du standest auch uns zur Seite, du wirst uns auch weiter nicht verlassen. Du wirst in den dunkelsten Kampfesstunden uns Licht und Hilfe sein, uns nicht verstoßen. Dein wollen wir sein jetzt und alle Tage. Teure Mutter, führe uns! Amen.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

23. Jahrgang November 1954, Battleford, Sask. No. 2

Dies und Das

„Kommet, ihr Gesegneten!" Würden die Gesegneten, von denen hier die Rede ist, heute unter uns wohnen, ginge es ihnen selbst unter uns Gläubigen wahrhaftig nicht leicht. Sie hatten es übrigens nie leicht auf Erden, denn sie gingen immer aufs Ganze und wurden gerade deswegen der Welt zu Gehaßten. Aus ganzem Herzen und aus ganzem und ungeteiltem Gemüt widersagten sie Satan immer und überall, und Greul war ihnen die Vermengung von Gut und Böse, die unter uns immer „moderner" wird. Sie zitterten, wenn sie sahen, wie ein und dieselbe Seele in Glaubenssachen überzeugt von Christus, in der Moral jedoch überzeugt davon war, daß man in Dingen des Gehorsams, der Nächstenliebe, der Ehe, der Erziehung, des siebten und achten und zehnten Gebotes in privaten so wie auch in politischen Angelegenheiten „voranschreiten" müsse mit der Zeit, da Christus eben Christus, die Welt jedoch Welt sei.

Groß und unübersehbar ist die Schar der Heiligen des ersten Novembers, die da, versammelt um den Thron der Königin aller Heiligen zu Füßen des Thrones Gottes, heute und ewig sammelt, was sie in Tränen gesät.

Auf dieses kleine Wort „in Tränen gesät" kam es ihnen ihr Leben lang an. Sie wußten nämlich, daß das „Ich" bestimmt sei zu sterben, und sie wollten, daß Gott es in ihnen zerstöre und nicht die Welt, Satan oder Sünde.

Dieser Satz mag so manchem wohl doch etwas **zu tief** und **zu weltfremd** klingen. Und doch haben wir gerade hier den allereinfachsten und den allerersten Grundsatz des wahren Christenlebens vor uns. Fremd klingt er uns nur deshalb, weil wir Fremdlinge auf dem Gebiete der Nachrolge Christi geworden sind. Wir haben seit langem schon keine Freude mehr an den acht Seligkeiten, von denen uns das Evangelium des Allerheiligenfestes spricht. Wer wohl möchte arm sein wollen und in Trauer? Sanftmütig allen Widersachern gegenüber und still hungernd und dürstend nach der Gerechtigkeit des Herzens Gottes? Wem noch ist edle, gottliebende Herzensreinheit hohe Kultur, und Barmherzigkeit und Friedensgesinnung der Zauberstein aller Weltweisheit? Wer zeigt noch echte Freundlichkeit und ungeheucheltes Lächeln trotz Verfolgung und Verstoßenseins?

Das sind wohl alles Dinge, die bitterste Tränen kosten und die den Menschen in den Augen der Welt lächerlich machen. Aber darauf kommt es gerade an: Daß wir in Tränen säen und aus Liebe zu Gott zum Nichts vor allen andern werden — wie Christus ihnen einmal lächerlich war und vielen heute noch ist.

Von den Tränen kommen wir ja doch nicht fort. Wenn sie nun schon einmal da sind, dann sind sie doch viel besser in Gott geweint als in Satan und in Sünde und wegen neuer Sünde. Denn Tränen sind nur in Gott in Hoffnung geweint. Ohne Gott

sind sie und bleiben sie ohne Hoffnung!

Am Anfang aller Dinge, als es noch nichts gab, weder Erde noch Meer und Sternenhimmel, war nur Gott allein. Und da Er allein war, war Er alles, dann erschuf Er Himmel und Erde und uns, und Er war nicht mehr allein.

„Aus Liebe hat Gott eingewilligt, nicht mehr alles zu sein, damit wir etwas seien", schreibt die jüdische Gottessucherin Simone Weil, „und aus Liebe sollen wir einwilligen, nichts mehr zu sein, damit Gott wieder alles werde. Es gilt also, in uns das **Ich** aufzuheben, diesen Schatten, den Sünde und Irrtum, das Licht Gottes aufhaltend, werfen" und dem wir größere Wichtigkeit zuschreiben als Gott.

Und das haben die Heiligen schon hier auf Erden getan. Sie hatten erkannt, daß nur Gott Leben aus sich selbst und für sich selbst hat, und daß unser Ich mit all seinem Schreien nach Anerkennung, Lust und Glanz ja eigentlich nur von Gott geborgtes Leben hat und deshalb auch dieses gottgeborgte Leben leben muß. Wie es gelebt werden muß, hat der Kreuzesmann Jesus Christus uns am eigenen Fleisch und im eigenen Herzen gezeigt, und Seine acht Seligkeiten sind und bleiben dieses Lebens Grundgesetz.

Nur Gott hat Leben aus sich selbst und für sich selbst, unser Leben ist aus Gott und für Gott, bis es mit St. Paulus und mit allen Heiligen sagen kann: „Nun lebe nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir!"

Was soll das nun wohl alles heißen? Müssen wir, um Gemeinschaft mit allen Heiligen zu halten, alles aufgeben, Hab und Gut und Freuden und irdisches Wohlergehen, um wirklich zum Nichts zu werden vor Gott?

Es gab Heilige, die so ein Wagnis auf sich nahmen. Es gab neben dem armen St. Franziskus und neben den heiligen Einsiedlern und Bettlern aber auch heilige Kaiser und Könige – Millionäre würden wir sie heute nennen –, die vieles besaßen und doch Gott mehr zu lieben verstanden als alles in der Welt. Es gab heilige Hausfrauen, Bankdirektoren, Arbeiter, Politiker, Groß- und Kleinbauern, Ärzte, Beamte und reiche Witwen. Sie liebten Gott dort, wo sie standen und lebten und wirkten. Sie hatten in vielen Fällen alles, was die Erde schenken kann – sie sahen aber auch zu, reich zu sein an der Armut, die elend macht und unruhig, weil man Gott noch nicht ganz hat.

Um es in ganz einfachen Worten zu sagen: Das Wachsen in der Frömmigkeit, in der Liebe zu Gott, in der Selbsthingabe an Seinen heiligen Willen ist der Schlüssel zur lebendigen Gemeinschaft mit allen Heiligen und mit Gott.

Die ärmste Seele Am 2. November ist Gedächtnistag Allerseelen. Man möchte denken, es sei Wille der Kirche, an diesem Tage nur für die Seelen im Fegfeuer zu beten. Im Brevier, dem amtlichen Gebetbuch der Priester, lenkt die Kirche unsere Gedanken am 2. November jedoch immer wieder einer Seele zu, die nicht im Fegfeuer Gottes, dafür aber im gefahrvollen Feuer der Sünde lebt.

Es ist kein Unglück, dem Fegfeuer verfallen zu sein. Im Gegenteil: Dort wird der Mensch gereinigt und geheiligt und vorbereitet auf die große Stunde, in der er im Glanze großer Heiligkeit hintreten darf vor den Gott seiner Liebe, um zu ernten die Früchte seiner neuen, ewigen Gottähnlichkeit.

Es kann jedoch zum ewigen Unglück werden, der Sünde wegen nicht einmal des Fegfeuers würdig befunden zu werden. Das will uns die Kirche am 2. November ins Gedächtnis rufen. Darum erinnert sie uns nach jedem längeren Gebet für die im Herrn Verstorbenen an jene ärmsten Seelen – an unsere eigene Seele! –, die hier auf Erden noch nicht ganz in Gott verankert sind und in Gefahr stehen, am Tage des Todes alles für ewig zu verlieren.

Beten wir am 2. November auch für unsere Seele. Ergreifende Worte legt uns die Kirche mit den Breviergebeten des Allerseelenfestes in den Mund:

„Herr, wenn Du kommen wirst, die Welt zu richten – wo soll ich mich da verbergen vor Deinem Zorn? Denn ich habe schwer gesündigt in meinem Leben! Was soll ich Armer tun? Wohin soll ich mich flüchten, wenn nicht zu Dir, mein Gott? Erbarme Dich meiner, wenn Du kommst am jüngsten Tag! Meine Seele ist gar sehr verwirrt; doch Du, Herr, eile ihr zu Hilfe!"

„O denk doch nicht an meine Sünden, Herr, wenn Du einst kommst zu richten durch das Feuer. Herr, mein Gott, o lenke meine Schritte hin zu Dir."

„Täglich habe ich gesündigt und Buße nicht getan; drum schreckt mich jetzt die Todesfurcht; denn in der Unterwelt gibt's keine Erlösung mehr. Erbarme Dich meiner, Herr, und rette mich!"

„Herr, nach meinem Tun sprich nicht das Urteil über mich; ich habe nichts getan, was würdig ist vor Deinen Augen; drum flehe ich zu Deiner Majestät: Gott, tilge meine Sündenschuld! Wasche meine Frevel gänzlich von mir ab, o Herr, von meiner Sünde mach mich rein."

–.Der Schriftleiter



Gehet hin in alle Welt



Zum Weltmissionssonntag

P. Joseph Schneider O.M.I.

Die Kirche Jesu Christi ist eine Missionskirche. Ihr göttlicher Stifter hat sie als solche geplant. Er wollte nicht, daß Sein Evangelium auf Jerusalem beschränkt bliebe. Daß Seine Worte für immer in den Bergen Judäas verhallten. Daß Sein Erlösersegen nur Sein eigenes Volk beglücken sollte. Er wollte Sein Werk für alle Völker und alle Zeiten.

Wohl hatte das Auserwählte Volk kraft der Verheißung das erste Anrecht auf Seine himmlischen Güter. Jesus hielt sich daran. Rief deshalb die Hirten als erste an Seine Krippe. Aber zugleich ließ Er durch einen Wunderstern seine Ankunft den Heiden verkünden. Nahm sie in den drei Königen in Seine liebende Umarmung und an Sein göttliches Herz.

In ähnlicher Weise handelte Er in Seinem öffentlichen Leben. Seine Hauptsorge wandte Er dem Judenvolke zu. Das hielt Ihn aber nicht ab von gelegentlichen Ausflügen in die umliegenden Heidengebiete. Brotkrumen der Gnade teilte Er dort aus an Männer und Frauen, die guten Willens waren. Ihre Heilsbegierde erweckte Seine ungeteilte Bewunderung. „Solch großen Glauben habe ich bei meinem eigenen Volke nicht gefunden!" Und Sein Blick schweifte in die ferne Zukunft: „Sie werden kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tische sitzen, während die Kinder des Reiches in die Verdammnis wandern."

Dieselben Gedanken bewegten Ihn die letzten Tage vor Seinem Tode. Es war am Palmsonntage nach dem feierlichen Einzug in den Tempel. Der Hoherat hatte bereits in geheimer Sitzung Seine Hinrichtung beschlossen. Während die Kinder Ihm unablässig ihr Hosanna zuriefen, machten die Pharisäer in haßerfüllter Verbissenheit ihrer Abneigung Luft: „Hörst du nicht, was die da schreien?" Da wandten sich Osterpilger aus fernen Landen an die Apostel mit der Bitte: „Wir wollen Jesus sehn." Es erschütterte den Herrn in tiefster Seele. „Ich bin wie ein Samenkorn, sagte Er, das in den Schoß der Erde sinkt. Es stirbt und bringt reiche Frucht. Wenn ich (am Kreuze) erhöht sein werde, werde ich alles an mich ziehn."

Scharen edler Heiden standen vor Seinem allsehenden Auge in Seinem Todeskampfe am Ölberg. Ihre Bitte um Erbarmen ließ Ihn den Ekel überwinden, den die Lauheit und Verflachung so vieler Weltlinge in Ihm erregten. Millionenweise, so wußte Er, würden sie in Seine Kirche eilen und den schmählichen Verrat des Judenvolkes wiedergutmachen. So umarmte Er den Leidenskelch aus des Engel's Hand: „Nicht mein Wille, Vater, der deine soll geschehen!"

Einen Augenblick vor Seiner Himmelfahrt erteilte Er sodann den ausdrücklichen Missionsbefehl. „Gehet hin und lehret alle Völker und erfüllet sie mit meinem Geist." Es war die Thronrede des Sohnes Gottes vor der Übernahme Seiner Weltherrschaft. Den Aposteln war sie das heiligste Vermächtnis. Eingedenk der Weisungen des Meisters blieben sie neun Jahre im Judenland. Gaben allen Stämmen ihrer Nation die Gelegenheit mit dem Evangelium bekannt zu werden und in die Kirche einzutreten. Erst im Jahre 42 taten sie den endgültigen Schritt in die Heidenwelt. Die Kirchengeschichte nennt es die Dispersio Apostolorum. Sie gingen nach allen Richtungen auseinander und trugen die Heilsbotschaft bis an die Grenzen der Erde. All die Opfer und Anstrengungen des Apostolischen Zeitalters endeten im Jahre 312 in einem großen Siege: im Edict von Mailand machte Kaiser Constantin die christliche Religion zur Staatsreligion des Römischen Reiches. Doch schon verkündeten dunkle Wetterwolken das Herannahen einer neuen Zeit.

Vom fernen Osten kamen wilde Hirtenvölker auf der Suche nach neuem Weideland. Überschwemmten ganz Europa bis in die letzten Winkel. Zerschlugen das morsch gewordene Römerreich und drangen über Spanien bis nach Nordafrika vor. Als im Jahre 430 der hl. Augustinus starb, hämmerten ihre Sturmscharen gegen die Tore seiner Bischofsstadt. Es entlockte dem großen Kirchenvater heiße Tränen; es war für ihn gleichbedeutend mit dem Untergang der Alten Welt.

Die Jahrhunderte, die dieser Eroberung folgten, werden oft verächtlich das Dunkle Zeitalter genannt. Dunkel ist's gewesen, wer möchte das bezweifeln; aber dennoch nicht ohne versöhnliches Licht Ein Herenkessel war's, und doch nicht ohne ordnende Kräfte. Jene Völkerstämme waren Naturkinder, unbändig und reckenhaft wie die Indi-

aner der Prärie. Sie ließen sich nicht an einem Tage bekehren. Wanderten auf Befehl der Häuptlinge in die Flüsse, wie eine Herde in die Schwemme, und ließen sich taufen. Das Taufwasser nahm die Nacht der Erbsünde von ihren Seelen aber bei weitem nicht ihr wildes Blut. Es gab ihnen die Adoptivsohnschaft des Allerhöchsten, aber nicht sogleich die sanften Sitten der Kinder Gottes. Noch spielten die Leidenschaften mit ihnen wie der heulende Sturm mit den Papierfetzen auf der Straße.

Es nahm Jahrhunderte, sie zur Kunst und Wissenschaft und Heiligkeit des Hochmittelalters hinaufzuführen. Eine unendlich schwere Aufgabe! Aber die Kirche hat's geschafft. Hat sie gleich einer guten Mutter an die Hand genommen und an ihren Busen: die Franken und Friesen, die Sachsen und Gothen, die Allemannen und Longobarden. Sie alle kamen früher oder später mit der Frohbotschaft des Erlösers in Berührung und ließen sich dem Sohne Gottes vermählen. „Angli estis", sagte Gregor der Große um 600 zu nordischen Kriegern, die er in Rom auf dem Marktplatz stehen sah, „et Angeli eritis." „Angelsachsen seid ihr und Engel sollt ihr werden." Er sandte alsbald 40 Benediktiner, um England zu bekehren. Die Umwandlung der Wilden in wahre Christen ging langsam aber sicher von statten. Der Beweis dafür sind die Heiligen jener Zeit sowie die vielen Hochschulen und gothischen Dome, die noch heute in demütig-stolzer Majestät ihre prachtvollen Türme zum Himmel recken.

Einen mächtigen Vorstoß machte die Weltmission unmittelbar nach der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts. Es war das Zeitalter der Weltumsegelungen und Entdeckungen (in 1492 Amerika). Die katholisch gebliebenen Könige und Fürsten wetteiferten miteinander als Pioniere des Kreuzes in den neuerworbenen Gebieten. Skrupellose Abenteurer zogen in Mengen aus, um in der Fremde ihr Glück zu versuchen. Aber noch viel mehr Missionare folgten ihnen als Bringer des Friedens. Behandelten die heidnischen Völkerschaften nach den christlichen Grundsätzen der Gleichheit und Brüderlichkeit, einzig darauf bedacht, sie als Gleichberechtigte in den Bruderbund der Kirche aufzunehmen. In diesem Sinne befaßte sich Spanien mit Mexico und Süd-Amerika. Portugal entsandte Franz Xaver nach Indien, China und Japan. Frankreich nahm die Verchristlichung der Atlantischen Küstengebiete von Nord-Amerika in die Hand.

In unseren Tagen hat sich die Missionstätigkeit zu einer alles umfassenden Bewegung ausgeweitet. Die allerletzten Ecken und Winkel der Erdkugel werden in Angriff genommen. Alte Gebiete werden zwecks wirksamer Bearbeitung immer wieder aufgeteilt. Was diesen großangelegten Feldzug in Bewegung setzt, ist das Zentrum der Glaubensverbreitung in Rom. Wie ein militärisches Hauptquartier überblickt es von hoher Warte das Missionsfeld, wägt dessen Bedürfnisse ab und verteilt die vorhandenen Kräfte und Geldmittel. Kaum ein Jahr vergeht, wo nicht den religiösen Orden neue Aufgaben in den fünf Erdteilen gestellt werden.

Die treibende Kraft hinter diesem fieberhaften Eroberungswillen ist nicht zuerst das Mitleid mit den Ungläubigen. Es ist die Liebe zum Gottmenschen. Die Geheime Offenbarung mag uns das näher erklären. „Das Lamm, das für uns getötet worden, so heißt es da, ist würdig zu empfangen Ehre und Weisheit und Reichtum und Macht und Ruhm. Es hat uns erlöst mit Seinem Blut aus allen Nationen und Völkern und Sprachen und hat uns unserm Gott zu Königen und Priestern gemacht. Alle Engel aber und alle Geschöpfe, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, stimmten ein in diesen Lobgesang und riefen Amen. Und die vier Evangelisten, die zwölf Patriarchen des Alten Bundes und die zwölf Apostel des Neuen Bundes erhoben ihre goldenen Weihrauchschalen zum Throne hin und beteten an."

Ein glänzendes Schauspiel! Die Kirche möchte es verwirklichen über die ganze bewohnte Erde hin, wo immer Menschenherzen schlagen und Menschenstimmen reden. Sie alle sollen den Schöpfer und das Lamm umjubeln und den Wohlduft ihrer Lob- und Dankgebete zu Ihnen aufsteigen lassen. Sie kann den Gedanken nicht ertragen, daß Götzenbilder aus Holz und Stein und wilde Tiere des Urwaldes dem einen wahren Gott die Ehre streitig machen. Daß ein Buddha und Confucius an Stelle des Erlösers das Herz und die Einbildungskraft der Völker beschäftigen. Christus der Erste und der Letzte, heute und in Ewigkeit! Das ist

* * *

Nochmal: die Missionsverpflichtung jedes Getauften und vor allem jedes Gefirmten ergibt sich aus seiner innigen Teilnahme und Angliederung an Christus. In seiner Kirche, in den Gliedern der Kirche geht Christus durch die Zeit, kommt Christus wiederum den Menschen nahe und setzt sein Erlösungswerk fort. So mußt auch du deinen Teil leisten an Christi Werk — der Erlösung und Heimholung der Welt zum Vatergott — du an deiner Stelle und mit deinen Mitteln. Jeder Getaufte und Gefirmte ein Missionär, nicht weil er es meint und sein will, sondern, weil es Christi Werk ist, das wir zu vollenden haben als Glieder Christi.



Marianische Briefmarken des Saarlandes
Die Post- und Telegrafenverwaltung des kath. Saarlandes hat, aus Anlass des Marianischen Jahres, eine Sonderpostwertzeichenserie ohne Zuschlagwerte herausgegeben. Ausgabetermin war der 14. August 1954. Es sind Briefmarken im Werte von 5, 10 und 15 Franken. Die 5-Franken Briefmarke hat das Bild der Madonna des Baseler Bürgermeisters Meyer von Hans Holbein dem Jüngeren aus dem Landesmuseum von Darmstadt. Besonders schön ist die 10-Franken Marke mit Raffaels Sixtinischer Madonna, jenes berühmte Gemälde aus der Dresdener Galerie, das nach dem Kriege von den Russen nach dem Osten verschleppt wurde und dessen jetziger Aufbewahrungsort unbekannt ist. Dürers "Madonna mit dem Kinde, das eine Birnenschnitte hält", aus dem Wiener Kunsthistorischen Museum, schmückt die 15-Franken Marke des Saarlandes. Mit dieser Ausgabe, die einmalig in der Geschichte der Briefmarke ist, hat das Saarland alle anderen Sondermarken übertroffen, die aus Anlass des Marianischen Jahres herausgegeben wurden.

* * *

ihr großes Losungswort.

Daher die Unermüdlichkeit ihrer Anstrengungen im Weitergeben des Glaubensgutes an diejenigen, die es noch nicht besitzen.

Daher die Selbstverständlichkeit ihrer unerhörten Opfer an Geld und Schweiß und Blut.

Daher die Unablässigkeit ihres Kampfes mit den gottfeindlichen Gewalten.

Daher ihre immer erneuten Anforderungen an ihre Kinder zur großmütigen Unterstützung ihrer Vorstöße in die Heidenländer.

Erst an zweiter Stelle handelt es sich um das zeitliche Wohl der Menschheitsmassen, die Hebung ihrer Kultur, die Befreiung von Satans Joch und Sklavenketten. All das kommt wie von selber, wenn einmal Christus angebetet und die Ideale der Bergpredigt auf den Thron erhoben werden.

In den ersten Zeiten der Christenheit waren die Päpste und Bischöfe die Hauptträger der Missionsbewegung. Später übernahmen sie die Könige und Fürsten und vornehmsten Gesellschaftsklassen. Ein glänzendes Beispiel dafür lieferte das goldene Zeitalter der Mystik im Frankreich des 17. Jahrhunderts. Der Adel stellte damals seinen Reichtum für die Bekehrung des kanadischen Ostens zur Verfügung. Heute ist es die ganze Kirche in ihren breitesten Schichten. Unter den Glaubensboten, die jüngst aus China vertrieben wurden, befanden sich 34 Deutsche und 33 Franzosen. Je 20 Italiener und Amerikaner. 9 Belgier und 8 Spanier. 4 Holländer und 2 Irländer. Je einer aus Polen, Portugal, Ungarn, Columbien und Trinidad. Die Arbeit drängt, und die Schwierigkeiten sind groß.

In den ersten Jahrhunderten sah sich die Christenheit in ihrem Ausdehnungsdrang dem Römischen Staatsungeheuer gegenüber. Es griff zu Feuer und Schwert und wilden Bestien, um das Vordringen der Kirche zu hemmen. Bald hier, bald dort flackerte die blutige Verfolgung empor und suchte sich ihre Opfer.

**„Entmenschtes Rom! Zur Wollust ist das Morden,
Das Sterben zum Theaterspiel geworden!"**

Im „Dunklen Mittelalter" lähmte die weltliche Gewalt mit ihren unerhörten Eingriffen in kirchliche Angelegenheiten den Schwung der Missionsbegeisterung.

Zur Zeit der Entdeckungen riefen die Laster des weißen Mannes und besonders seine Beutegier den Widerstand der Missionsländer in die Schranken.

In unseren Tagen sind die Hindernisse ins Unermeßliche gestiegen. Kolonialismus, Buddhismus und Islam, Protestantismus und Kommunismus stemmen sich wie ein fester Wall dem Vorwärtsdrängen der katholischen Kirche entgegen.

Die Kolonialherrschaft der Europäischen Mächte ist für alle Jahrhunderte ein System höllischer Ausbeutung gewesen. Es hat in der schwarzen und gelben Rasse schwärende Wunden geschaffen, die in deren Erinnerung lange weiterschmerzen werden. Politische Führer nützen sie aus, um den Haß gegen die ehemaligen Unterdrücker zu schüren. Das gewöhnliche Volk aber wirft die Boten des Friedens mit den Knechten der Habsucht in einen Korb. Das ist der Grund warum unter unseren Augen so viele Missionare mißhandelt und vertrieben werden. Man peinigt sie als vermeintliche Diener und Vertreter ausländischer Weltherrschaftsgelüste. Buddhismus und Islam erwachen aus dem Schlummer der Vergangenheit. Lernen immer mehr von den christlichen Gemeinschaften. Nehmen deren Methoden an und setzen sich ihre Tatkraft zum Vorbild. Sind selbst der Anwendung politischer Maßnahmen gegen den christlichen Vormarsch nicht abgeneigt. Auf großen Versammlungen arbeiten sie ihre Welteroberungspläne aus. So feiert der Buddhismus wieder Auferstehung in Indien und Japan, der Islam in Afrika und Indonesien.

Die Protestantischen Gemeinschaften, besonders in Amerika, machen wahrhaft anerkennenswerte Anstrengungen auf den Missionsfeldern. Nur fragen wir uns, wie sie noch auf Namen und Mitgliedschaft der Kirche Christi Anspruch machen kön-

nen. Die Versammlung der 164 Splittergemeinden in Evanston Ill. im August 1954 hat die Fraglichkeit dieses Anspruches völlig klargelegt. Schon vor einer Reihe von Jahren hat das Anglikanische Kirchenoberhaupt (in Princeton N. J.) eine Weltverbrüderung der Protestantischen Bekenntnisse vorgeschlagen, leider auf rein menschlicher Grundlage d.h. „ohne Dogma"; ohne festumrissene Lehre und göttlich bindende Wahrheit. Nun kommt sein Nachfolger und treibt die Entchristlichung noch weiter. . . Erklärt sich in Victoria B. C. gegen die organische Einheit der Kirche. Die Orthodoxen Vertreter hatten sie als apostolisches Ideengut verteidigt. Er aber verkündet, daß ihre Annahme den schlimmsten Schlag bedeute, den man den Protestantischen Einigungsbestrebungen versetzen könnte.

Merkt er nicht, daß er damit den Kirchenbegriff der Bibel selbst verwirft? Hat der Heiland nicht nach dem Letzten Abendmahl um die lebendige Einheit der Gläubigen gefleht? „Vater", sagte Er, „laß sie Eins sein wie Du und Ich Eins sind (im Schoße der Dreifaltigkeit)." Hat nicht Paulus die Kirche den lebensdurchströmten Leib des Herrn genannt? Merken die Anglikaner nicht, daß ihre Kirchengebilde durch Verneinung jener Tatsachen die letzten Spuren der Göttlichkeit und Übernatürlichkeit verliert? Daß sie immer mehr zu einem rein irdischen Verband herabsinken? Zu einem philanthropischen Verein wie die Freimauerei, der Rotary- und Kinsmen Club? Daß ihr Missionswerk entartet zu einem technokratischen Versuch, durch Radio, Fernsehen, Autos und Badewannen reines Diesseitsglück zu begründen? Wahrhaft ein trauriger Religionsersatz, und doch durch eifriges Wollen und mächtige Geldmittel machtvoll unterstützt!

Der bei weitem gefährlichste Rivale und Gegenspieler im Missionswettrennen der Gegenwart ist der Kommunismus. Er verhöhnt alle Jenseitshoffnung. Verspricht den Massen der Armen und enterbten schleunigste Hilfe in einem irdischen Paradies. Er macht die umfassendste und tiefgehendste Propaganda, schafft mit List und Lüge und sucht wo immer möglich seine Ziele mit den rabiatesten Gewaltmitteln durchzusetzen. Wie stellt sich die katholische Kirche zu diesem ungeheuren Wettstreit um die Eroberung der Völker? Sie verliert die Hoffnung nicht. Ihre Bemühungen haben zu allen Zeiten erstaunliche Früchte gezeitigt; sie wird sich auch heute in ihren Berechnungen nicht täuschen. Denn sie allein von allen irdischen Instituten hat die Verheißung des Gottmenschen: „Ich werde bei euch sein . . ." Eine einfache Frau gab dieser frohen Zuversicht Ausdruck bei den diesjährigen Bonifatiusfeiern in Fulda. „Vor fünfzig Jahren", sagte sie, „sah man bei ähnlichen Gelegenheiten nur schwarze Meßdiener; heute bemerkt man Negerpriester und schwarze Bischöfe."

Rückschläge hat es in der Missionierung der Menschheit natürlich immer gegeben. Das Reich Gottes ist in seiner Entwicklung den Gesetzen des Lebens unterworfen; dem Ja oder Nein des freien Menschenwillens; dem Auf und Nieder der Weltanschauungen; dem Hin und Her der politischen Strömungen; der Furcht, dem Stolz, der Eifersucht, der Wut der Leidenschaften. Einem vielverheißenden Missionsfrühling folgt gar zu oft ein harter Missionswinter mit fürchterlichen Stürmen, Störungen, Erschütterungen, Umwälzungen. So fegten der erste und der zweite Weltkrieg wie Hagelschlag über die Missionsfelder hinweg. So wälzen sich Rußland und China gegenwärtig in ungeheuren Wehen. All diesen Enttäuschungen zum Trotz geht der Feldzug für Christus unaufhaltsam weiter. 1400 Missionare sind in jüngster Zeit aus China vertrieben worden. Alle ohne Ausnahme, an ihrer Spitze der Apostolische Legat Riberi, bekannten: „Wir werden eines Tages wiederkom-

Zum Allerheiligenfeste

O Jesus, Spender allen Heils,
Steh den Erlösten hilfreich bei!
Du Mutter der Barmherzigkeit,
O segne deine Kinderschar!

Du tausendfaches Engelheer,
Und du, der Väter fromme Schar,
Ihr Sänger im Prophetenkreis,
Erfleht Vergebung unserer Schuld!

Du, heil'ger Täufer unseres Herrn,
Du Petrus, mit der Schlüsselmacht,
Vereint mit der Apostelschar:
Zerreißt der Sünde starkes Band!

Du sieggekrönte Zeugenschar,
Der heil'gen Priester hehrer Chor,
Ihr reinen Seelen vor dem Herrn:
Wascht uns von allen Sünden rein!

Ihr Fürsten an des Höchsten Thron,
Die ihr im hohen Himmel herrscht:
Hört gnädig unser Bittgebet,
Das um des Himmels Gnade fleht!

Macht, Ruhm und Ehre, Lob und Preis,
Sei Gott, dem Vater und dem Sohn,
Mit Ihnen auch dem Heil'gen Geist,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

(Röm. Brevier)

Allerseelen

Der Nebel drückt.
Die Stille lastet schwer.
Das große Heer
Der Armen Seelen weint und klagt.
Das Tor der Ewigkeit steht offen,
und jede Seele stöhnt in bangem Hoffen:
„Erbarmt euch meiner,
erbarmt euch meiner;
die Hand des Herrn hat mich getroffen!“

Die Toten gehen um.
Im Schein der Kerzen zittern ihre Seelen,
heut ist ihr großer Tag.
Wem er Erlösung bringen mag?
Die Menschen spüren tief
der Armen Not und Nähe,
Sie starren bleich die Gräber an
und schleichen fort,
gebückt und stumm.

Matthias Lang

men.“ Dem entsprechend muß die Mitarbeit der Heimatfront ununterbrochen weitergehn. Deshalb haben wir jedes Jahr den Missions-Sonntag. Er soll und muß wenigstens ein Drittel der riesigen Auslagen decken. (Für den Rest kommen die missionierenden Orden selber auf). Er soll zu neuem Gebetseifer und neuen Opfern anfeuern. Er soll nicht zuletzt neue Berufe werben.

Unsere kanadische Heimat tut ihren Teil in der Ausbreitung des Reiches Gottes. Das beweist eine ergreifende Abschiedsfeier von 259 Missionskräften im Juli dieses Jahres. Vertreter von 25 Orden und Genossenschaften hatten sich dafür am Cap de la Madeleine versammelt. 35 000 Gläubige waren zugegen, unter ihnen 550 Indianer aus den verschiedensten Stämmen zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean. Einer der fünf anwesenden Bischöfe war der Abkömmling eines Häuptlings im Basuaoland (Südost-afrika), Bischof Mabathoana, O.M.J. „Geht ohne Furcht, rief er den ausreisenden Glaubensboten zu. Gießet christliche Liebe aus an allen Gestaden der fünf Erdteile. Euren Eltern aber soll das Herz nicht bange werden! Der Herr begleite euch ins ferne Land. Das Geheimnis das hinter dem Missionswerk steckt, ist das Geheimnis der mitfühlenden und schenkenden Liebe.

“In meiner Muttersprache laßt mich euch eine gute Reise wünschen! ‚Weiß‘ möge sie sein. Die weiße Farbe bedeutet bei meinen Stammesgenossen Schönheit und Erfolg. Möge der liebe Gott euch auf den Schultern tragen wie die Negerfrauen ihre Kleinen auf dem Rücken tragen! Habt große Liebe zu Unserer Lieben Frau und betet zu ihr als zu eurer Mamma, und sie wird für euch sorgen wie eine vielbesorgte Mutter.

„Und lebet lange! Werdet so alt, daß ihr eure Schritte mit dem Krückstock stützen müßt! Umso mehr Menschenseelen könnet ihr dann behilflich sein. Noch gibt es 1½ Milliarden Heiden zu bekehren.

„Ich wünsche euch den Segen des Erfolges d. h. die Schauer der göttlichen Gnade, und schließlich den beglückenden Frieden der Kinder Gottes.“

Am 15. August legte er als letzter von 50 Oberhirten seinen Bischofsstab der Königin vom Cap zu Füßen. Er stellte damit sich und seine Diözese und die fernen Missionsgebiete unter ihren Schutz. –

Maria

Durch dich haben die Apostel
den Völkern das Heil gepredigt,
durch dich wird auf dem ganzen Erdkreis
das kostbare Kreuz gepriesen,
durch dich werden die Dämonen vertrieben
und der Mensch zum Himmel gerufen,
durch dich ist jeder Irrtum der Kreatur
zur Erkenntnis der Wahrheit gerufen,
durch dich gelangen die Gläubigen
zur Taufe und zur Kirche unter den Völkern.

Cyrillus von Alexandrien

Im Novemberwind

Wo nimmst du all die Blumen her?
Die ungewohnten Tränen?
Mein Leben war so freudenleer,
Wie unerfüllt mein Sehnen.
Was klagst du im Novemberwind
Mit fremdgewordnem Munde,
Nun, da wir beide einsam sind
Zur Allerseelenstunde?
Steh' auf, du weißt: mein Herz verzeiht
Dir heut', wie einst, aufs neue,
Und dien' mit Taten Gott und Zeit,
Das ist die wahre Reue . . .

Toni Stilz



Die hl. Bernadette

Das Kind des ROSENKRANZES

Bernhard von Fischbach O.M.I.

Der Welt ist sie als Dienerin und Freundin der Unbefleckten Jungfrau bekannt, denn sie war die Erwählte der „Himmlischen Frau", die dieser armen Erde die frohe Botschaft und die Wunder von Lourdes bringen durfte. Aber Bernadette hatte noch einen anderen Auftrag: sie sollte den Menschen sagen, wie sehr Maria ihren Titel „Unbefleckte Empfängnis" liebte. Darum kann man in diesem Marianischen Jahre nicht an die Verkündigung jenes Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis denken ohne sich jenes Kindes zu erinnern, das gewürdigt wurde, aus dem Munde der Muttergottes die Worte zu hören: „Ich bin die Unbefleckte Empfängnis."

Bernadette liebte die Mutter Gottes sehr, aber dennoch nahm der Sohn Gottes in ihrem Herzen den ersten Platz ein. Es ist auffallend, daß die Erscheinungen in die Zeit ihrer Vorbereitung auf die erste hl. Kommunion fallen. Als Kind von sieben Jahren die hl Kommunion zu empfangen, war in den Tagen Bernadettes etwas Unerhörtes, denn man kannte noch nicht die Dekrete über die Frühkommunion, die der hl Papst Pius X. 50 Jahre später der Welt schenkte.

Bernadette war dreizehn Jahre alt, aber sie hatte noch nicht den Heiland empfangen können trotz ihrer Sehnsucht nach dem göttlichen Seelenfreund. Sie lebte damals bei einer Tante von ihr, die sich nicht viel darum kümmerte, ob das Kind zur ersten hl. Kommunion ging oder nicht. Nach langem Warten nahm Bernadette selbst alles in ihre Hand und bat ihre Eltern, sie sofort nach Hause zu nehmen. Bernadette eilte heim und fand, daß ihr Heimatpfarrer seine Kinder auf die erste hl Kommunion vorbereitete. Ihr Entschluß stand fest, ich werde zur ersten hl Kommunion gehen und lebe lieber hier mit meinen Eltern in Armut als bei meiner wohlhabenden Tante.

Es war im Dezember 1857 als Bernadette ihre Tante verließ um sich in den nächsten sechs Monaten auf den schönsten Tag ihres Lebens vorzubereiten. Eine Woche vor Aschermittwoch, es war ein kalter und windiger Februartag, hatte sie die erste Erscheinung. Über einen Monat lang folgten sich diese Erscheinungen mit all ihren Freuden und Wundern – eine Geschichte, die die ganze Welt kennt und liebt. Über Nacht wurde Bernadette zum Mittelpunkt des Weltinteresses und der Kuriosität, wurde verachtet und verehrt, war das Tagesgespräch in den Hütten der Bauern und der Klatsch in den Salons der Vornehmen. Aber all das konnte sie nicht abhalten von einer guten und gründlichen Vorbereitung auf den Empfang des Heilandes. Sie blieb das einfache und schlichte Pyrenäenkind.



Bernadette weiß keine Antwort auf die Frage: „Wie kam die schöne Frau dazu, sich mir zu zeigen?“

Auch Papst Pius XI. stellte dieselbe Frage am Tage ihrer Heiligsprechung (8. 12. 1933):

„Es ist doch eigenartig, daß die allerseligste Jungfrau Maria sich mit dem Wunsche der Verbreitung des Dogmas der Unbefleckten Empfängnis, welches Unser Vorgänger, Papst Pius IX. verkündigte, nicht an die gelehrten Männer gewandt hat, sondern an dieses unwissende Kind, welches doch weiter nichts für sich hatte als seine liebliche Geistesreinheit, und daß sie zu ihm gesagt hat: ‚Ich bin die Unbefleckte Empfängnis!‘ Daß sie, um den katholischen Glauben im Geiste der Menschen zu stärken, um die auf Abwege geratenen Sitten wieder auf den rechten Pfad der christlichen Tugend zurückzuführen, sich nicht an die Mächtigen der Erde gewandt hat, sich nicht gewandt hat an jene, die durch ihren Reichtum und ihre Macht das Schicksal der Völker lenken, sondern vielmehr an jene, von der man sagen kann: ‚Selig die Armen im Geiste; denn ihrer ist das Himmelreich‘, und ‚Selig, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott anschauen‘!“

Das Wort Gottes gibt die eigentliche Antwort: „Das Törichte (im Urteil) der Welt hat Gott erwählt, um die Weisen zu beschämen; das Schwache (im Urteil) der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zu beschämen, und das Niedriggeborene und Verachtete in den Augen der Welt, was nichts gilt, hat Gott erwählt um abzutun, was gilt; denn vor Gott soll sich kein Sterblicher rühmen“ (1Kor 1,28).

Mitte Juni war dann der Tag gekommen, dem all ihr Sehnen und Trachten während der letzten Zeit gegolten hatte. Mit jugendlicher Freude und Begeisterung trat Bernadette hin zum Altare, um den zu empfangen, dessen Mutter zu ihr gekommen war.

Bernadette liebte den Rosenkranz und fuhr fort denselben täglich zu beten auch nachdem die „Himmlische Frau“ nicht mehr kam. Wenn sie den Rosenkranz betete, dann hatte sie für nichts anderes mehr Interesse, denn sie machte aus dem Rosenkranz einen wirklichen R o s e n k r a n z, an dem keine einzige Rose verwelkt sein durfte. Später hatte sie den Rosenkranz Tag und Nacht in ihren Fingern; und wer jemals das Glück hatte, Bernadette in ihrem Glassarg zu sehen, der konnte feststellen, daß der Rosenkranz im Tode auch ihr treuer Begleiter ist.

Jesus im Sakrament des Altares blieb ihr steter Freund und Tröster. Je älter sie wurde, desto tiefer und gefestigter wurde ihre Liebe zum göttlichen Bräutigam. Sie empfing die hl Kommunion so oft als möglich und es war bei Gelegenheit einer ihrer hl Kommunionen, daß ihr Heimatpfarrer von den Erscheinungen, denen er von Anfang an skeptisch gegenübergestanden hatte, überzeugt wurde. Als Bernadette eines Sonntags sich der Kommunionbank näherte, da sah der Priester ihr Haupt von einem himmlischen Lichte umgeben. Am nächsten Sonntag bestieg er die Kanzel und sagte seinen Pfarrkindern: „Ich habe eine gute Nachricht für euch. Ich bin mir jetzt vollkommen sicher, daß wir voll Vertrauen zur Grotte gehen dürfen.“ Bernadette wußte natürlich nichts davon. Sie betrachtete sich selbst als einen Besen, den man nach Gebrauch hinter die Tür stellt.

Im Alter von 22 Jahren trat Bernadette bei den Schwestern von der Nächstenliebe in Nevers ein. Dort verbrachte sie als Schwester Marie Bernard die restlichen 13 Jahre ihres Lebens als

Krankenschwester, Sakristanin und Küchenschwester. Hier zeigte sich ihre ganze Seelengröße, denn körperlich und seelisch hatte sie Schweres zu tragen. Ihr Beruf im Kloster war der Beruf des Leidens, denn ihr Asthma, und T B, ihre schlaflosen Nächte, ihr beständiges Husten und Fieber, das Geschwür an ihrem Knie und ihre letzte Hilflosigkeit, das alles war *ihr Beruf*. Sie opferte all ihre Schmerzen dem göttlichen Heilande auf für die Bekehrung der Sünder, denn das war der Wunsch der Mutter Gottes, die ihr sagte: „Ich verspreche dir kein Glück auf dieser Welt sondern nur Leiden, dafür sollst du in einer anderen Welt glücklich sein.“ Bernadette nahm alle Leiden und Unbi den an und hat sich nie darüber beklagt. In ihrem Tagebuch finden wir folgendes: „Leiden und Versuchungen mögen kommen. Sie sind das einzige Mittel zur Vernichtung des Eigenwillens und Egoismus. Mein Gott, ich verspreche Dir, alle Mühsale, Leiden, Unannehmlichkeiten und Schikanen anzunehmen, die Du mir senden willst. Und mit Deiner Gnade will ich dadurch meine Liebe zu Dir beweisen.“ Das Leiden war für sie der goldene Weg zur Heiligkeit.

Die Jahre vergingen aber ihre Leiden vermehrten sich. Bernadette konnte das Bett nicht mehr verlassen und war ganz und gar auf die Hilfe ihrer Mitschwestern angewiesen. Aber auch jetzt hören wir sie nicht klagen sondern in ihrem Tagebuch finden wir die schönen Worte: „Je mehr ich gekreuzigt bin, desto mehr will ich mich freuen, denn wenn ich an Dich, o lieber Jesus, denke, dann fühle ich das Kreuz nicht mehr.“ Das war Bernadette: restlose Hingabe an Jesus und Liebe für ihn bis zum Tode. Als das Ende kam zeigte sie auf das Kreuz und sagte zu den Umstehenden: „Ich will nur Ihn, denn Er genügt.“ Papst Pius IX. hatte ihr seinen besonderen Segen für die Todesstunde gesandt. Dieses im Sinn habend blickte sie auf zum Kreuz und stammelte ihre letzten Worte: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für mich armen Sünder . . . armen Sünder.“ Danach schloß sie ihre Augen und ihre Seele ging zu jenem Himmel, der ihr von der „Himmlischen Frau“ versprochen worden war.

Von Bernadette können wir alle viel lernen. Ein Vorkommnis aus ihrem Leben ist jedoch geeignet für unsere Zeit, ganz besonders aber für die europäischen Völker. Der deutsch-französische Krieg 1870–71 betrübte Bernadette sehr. Sie liebte ihr Heimatland Frankreich und die schnelle Niederlage ließ sie Tränen weinen über ihr unglückliches Volk. Jedoch verachtete sie nicht den Feind, denn „die preußischen Soldaten taten nur ihre Pflicht.“ In der Niederlage sah sie einen Finger der göttlichen Barmherzigkeit, da „unser Volk viele und große Sünden auszulöschen hat.“ Wenn dieser Geist heute die Führer und Völker der Erde beseelen würde, dann sähe es besser aus in der Welt. Darum laßt uns oft und innig beten: „Hl Bernadette, bitte für uns arme Sünder und erflehe der friedlosen Welt den Frieden Christi.“

Preiset den Herrn!

Ihr endlosen, müden Tage, preiset den Herrn –
weil ihr ein Wandern seid in zweisam, namenlosen Innigkeiten
seiner Liebe!

Ihr schlaflosen, dunklen Nächte, preiset den Herrn –
da ihr zum großen Hungerliede nach dem weißen Mahl
des jungen Morgens werdet!

Ihr schmerzenden Ungewißheiten, preiset den Herrn –
da ihr mein Vertrauen steigert bis zur Torheit!

Du rätselhaftes Dunkel, preise den Herrn –
da du der Weg zum Lichte seiner Herrlichkeit bist!

Meine Jugend, preise den Herrn –
da er dich erkor, einzutauchen in den ewigen Jubel auserwählter Minne!

Ihr Rätsel und Enttäuschungen, preiset den Herrn –
da ihr Gnade, seine unverdiente, unaussprechliche Gnade seid!

Preiset, preiset, preiset den Herrn –
denn er ist unaussprechlich gut!

Wilborada Maria Duft, Kreuzschwester

Das Requiem von Isolabona

von Heinz Haller

Überrascht blickte Benjamino der feiste Wirtsherr der einzigen Osteria von Isolabona auf. Mit solchem Besuch hatte er nicht gerechnet. Während er dem Ankömmling beflissen entgegendienert, putzt er mit unnachahmlicher Eleganz seine schmutzigen Hände an einer noch schmutzigeren Schürze ab. Der Gast ist kein Geringerer als Don Alfonso, der Seelenhirte des ligurischen Bergdorfes unweit San Remo. Der Priester, dem Benjamino mit graziös-einladenden Bewegungen in eine Ecke vorantrippelt, die durch ein altersschwaches Sofa die Spitze des Komforts in der rauchigen Gaststube dokumentiert, bleibt jedoch suchend in der Mitte des Raumes stehen. Der in seinem Triumphzug jäh unterbrochene Wirt kann eben noch beobachten, wie Don Alfonso auf den Tisch zugeht, an dem mehrere deutsche Soldaten, darunter ein junger Fähnrich, den Nachmittag mit Schachspiel verkürzen. Als der Priester mit einem höflichen Kopfnicken einen „Bon giorno" wünscht, bicken die Deutschen überrascht auf. „Ich brauche Ihre Hilfe", wendet sich Don Alfonso in französischer Sprache an den Fähnrich, „ein Mann meiner Gemeinde ist in der Olivetta-Schlucht abgestürzt. Ich muß ihm Hilfe bringen . . . muß seine Seele retten!" „Wissen Sie", entgegnete mit zögernden Worten der Soldat, „daß jenseits der Olivetta-Schlucht das Gebiet der Ribelli, der Partisanen, beginnt? Ihr Dorf und die Olivetta-Schlucht gehören zum Sperrgebiet! Wissen Sie, was das bedeutet?" Für einen Augenblick sinkt Don Alfonso in sich zusammen, als überkomme ihn eine unendliche Hoffnungslosigkeit; doch dann strafft sich seine Gestalt wieder. „Ich muß Ihnen die Wahrheit sagen, Signore, der Abgestürzte ist Beppo, der Führer der Rebellen!" – In angstvoller Spannung zuckt die schmale Gestalt des Priesters. Wie wird sich der Deutsche entscheiden? „So werden wir von jetzt an wohl etwas mehr Ruhe haben als bisher", meinte einer der Begleiter des Fähnrichs, der sich erinnert, daß die nächtlichen Feuergefechte mit Beppo und seinen Anhängern noch nicht allzu lange zurückliegen.

Doch der Fähnrich hat sich entschieden. „Ich darf nicht, Herr Pfarrer, ich riskiere das Leben meiner Kameraden!" „Die Partisanen werden nicht schießen! Bedenken Sie, Beppo ist Vater von sechs hungrigen Mäulern, seien Sie doch ein Mensch wie unser . . ." Ehe er das Wort ausspricht, kommt hastig und unvermittelt die Frage: „Sind Sie Katholik?" Ein letzter Hoffnungsstrahl leuchtet aus den Augen des Priesters. Es vergehen einige Sekunden, ehe der Deutsche erwidert: „Herr Pfarrer, wir alle sind katholisch, unsere Heimat ist das Rheinland." Als habe Don Alfonso auf diese Antwort gewartet, so überstürzen sich nun seine Worte, so vollendet er den unterbrochenen Satz: „Seien sie doch wie unser Herr Jesus Christus, der für seine Feinde betete, helfen Sie Beppo, auch er ist Ihr christlicher Mitbruder!" Ein harter Kampf tobt in der Brust des jungen Deutschen. Gar manche Schlacht, gar vielfältige Not in Rußlands Weiten haben ihn allzu früh hart gemacht. In Blitzesschnelle erstehen vor seinen Augen die Bilder seiner Jugend, da er Ministrant war. Und morgen ist Allerheiligen! Da beginnt noch einmal die Stimme des Priesters, flüsternd, als fürchte er, die Gedanken seines Gegenüber zu verscheuchen: –Beppo hat auch noch eine Mutter, Sie haben wohl auch noch eine Mutter?" – – Da erhebt sich der Fähnrich. „Kommen Sie wir werden Beppo seiner Mutter wiederbringen!"

In einer spontanen Bewegung faßt die schmale Hand des Priesters nach der des Deutschen.

Dieser verläßt mit dem Priester und mit seinen Freunden die Osteria, deren Gäste der unge-

---

„Der teure Name Pius' X. geht an diesem leuchtenden Abend in den verschiedensten Klangfarben von einem Ende der Erde zum andern: allenthalben weckt er Gedanken himmlischer Güte und starke Antriebe zum Glauben, zur Reinheit, zu eucharistischer Frömmigkeit und ertönt so zum bleibenden Zeugnis der fruchtbaren Gegenwart Christi in seiner Kirche. In großmütiger Vergeltung verherrlicht Gott Seinen Diener und beglaubigt seine hohe Heiligkeit, durch die Pius X. mehr noch als durch sein oberstes Hirtenamt im Leben ein ruhmwürdiger Streiter für die Kirche war und heute der von der Vorsehung unseren Zeiten geschenkte Heilige ist."

Pius XII., am Abend des Heiligsprechungstages Pius' X.

wöhnlichen Begebenheit wegen verstummt sind. Manch' häßliches Lachen, manch' halblauter Fluch aus verschlagenen Gesichtern prallen gegen den wehenden Türvorhang.

Während der Fähnrich ein Kommando zum Abstieg in die Olivetta-Schlucht vorbereitet, schreitet Don Alfoonso durch das Halbdunkel seiner Kirche, um die heilige Eucharistie an seiner Brust zu bergen. Beim Verlassen des Altars fällt sein Blick auf die kleine Orgel, die Beppo zuweilen so recht und schlecht zum Klingen brachte. Die Walzermelodien seiner Geige gingen ihm schon besser von der Hand. Wie lange nun hatte das Instrument geschwiegen,

Nun beginnt der Abstieg. Die Soldaten wundern sich, mit welcher Ruhe und Leichtfüßigkeit dieser schmächtige Mann im schwarzen Rock die gefährlichen Hänge bezwingt.

Der Fähnrich aber sitzt am Rande der Schlucht. Weit geht sein Blick bis an die schimmernde Küste. Tief unten glänzen die weißen Häuser der kleinen Rivierastädtchen. Eben senkt sich die Sonne wie ein glutroter Feuerball auf den silberglänzenden Saum des Meeres, da erklimmen ein Priester und sechs deutsche Soldaten mit einer Trage den oberen Grat der Schlucht. Beppo atmet noch, seine Glieder sind zerschlagen, wirr hängen seine schwarzen Haare im blutigentstellten Gesicht. Doch seine Augen glänzen noch und spiegeln den Schein der untergehenden Sonne.

Während die Soldaten sich seiner annehmen, hat sich der Priester tief aufatmend auf einen Felsblock niedergelassen.

Dann berichtet er in knappen Worten, daß Beppo unten bereits gebeichtet und den Leib des Herrn empfangen, während seine Begleiter sich zum Rückweg rüsteten. Auch der alte Rebellenführer hatte unten in der Schlucht mit verlöschender Kraft den letzten und wohl schwersten Kampf seines Lebens gekämpft. Erschreckt hatte er erst seine Rettung durch die Hand seiner verhaßten Feinde abgelehnt. Lieber wollte er in der Schlucht sterben . . .

Auch an ihn hatte Don Alfonso die gleiche Frage gerichtet wie wenige Stunden vorher an den Fähnrich in der Osteria. Auch Beppo hatte sich bezwungen. Nun schaukelt seine Trage auf dem Rücken zweier Grauesel dem Heimatdorfe zu. In stummer Erwartung, gleich einer dunklen Mauer, stehen die Bewohner von Nolabona am Aufgang zum Dorf, als der Priester mit den Deutschen und deren stummer Last die Nervina-Brücke erreicht hat. Noch begreifen sie nicht die Dinge, die hier geschehen sind, noch schütteln sie die Köpfe über den Rebellenkönig Beppo.

Dieser geht in der Nacht heim zu seinem Herrn . . .

Als die Glocken den letzten Weg Beppos anläuten, ist die Kirche bis auf den letzten Raum gefüllt. Nur Don Alfonso steht noch bei den erregten Deutschen vor der Kirche. Was ist geschehen? Bei den Vorposten war ein Abgesandter der Partisanen erschienen mit der Bitte um eintägige Waffenruhe. Er und seine Kameraden wollten Beppo das letzte Geleit geben. Die Deutschen murren; haben sie nicht durch die Tat genug guten Willen gezeigt? Sie sind zudem mißtrauisch, zu viel haben sie schon an Hinterhalten und Wortbrüchen erlebt.

Da verbürgt sich der Priester mit seiner Person.

Gebet zum hl. Pius X.

„Heiliger Pius X., Ruhm des Priestertums, Glanz und Zierde des christlichen Volkes! Du, in dem sich die Demut mit der Größe zu verbrüdern scheint, die Strenge mit der Milde, die einfache Frömmigkeit mit der tiefen Gelehrsamkeit; Du, der Papst der Eucharistie und des Katechismus, des unversehrten Glaubens und der unerschütterlichen Festigkeit – richte deinen Blick auf die heilige Kirche, die du so sehr geliebt, der du das Beste der kostbaren Gaben geweiht hast, welche die Güte Gottes mit freigebiger Hand in deine Seele senkte; erlange ihr Unversehrtheit und Standhaftigkeit in den Schwierigkeiten und Verfolgungen unserer Zeit, richte diese arme Menschheit auf, an deren Schmerzen du so innigen Anteil genommen, daß schließlich der Schlag deines großen Herzens verstummte; laß in dieser gehetzten Welt jenen Frieden triumphieren, der Verständigung unter den Völkern, brüderliche Eintracht und ehrliche Zusammenarbeit unter den sozialen Schichten, Liebe und helfende Güte unter den Menschen bringen muß, damit so jene Nöte und Sorgen, die dein apostolisches Leben verzehrten, durch deine Fürbitte zu echtem Glück führen, zur Ehre unseres Herrn Jesus Christus, der mit dem Vater und dem Heiligen Geiste lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

Papst Pius XII.

St. Pius X. und die Protestanten

„Die protestantische Welt wird die Kanonisierung Pius X. mit Hochachtung vor seinen Tugenden entgegennehmen. Es ist nicht schwer, ihn als Heiligen zu erkennen, diesen Papst, der sein Leben in der bettelarmen Bauernfamilie eines norditalienischen Dorfes begann, der seine Zuneigung zum einfachen Volk oder das Mitgefühl mit den Armen nie verlor und der an gebrochenem Herzen starb, als Europa in den Wahnwitz des ersten Weltkrieges stürzte. Er hatte die Kennzeichen des Heiligen: Demut, Einfalt, Zartgefühl, Großherzigkeit und eine durchstrahlende Frömmigkeit."

Organ des amerikanischen Protestantismus
„The Christian Century"

Und nun erleben die Bewohner von Isolabona das merkwürdigste Schauspiel, das sie je gesehen. Während der Fähnrich an der Spitze seiner Kameraden zur Orgelempore hochsteigt, drängen sich um Beppons Sarg im Mittelgang der Kirche die zerlumpten Gestalten der Kampfgefährten von gestern.

Ein geheimnisvolles Lächeln spielt um die Züge Don Alfonsos, als er langsam zur Sakristei schreitet.

Während nun die heilige Handlung beginnt, geschieht das Unergründlichste, was diese Kirche wohl je erlebte. Der Fähnrich hat auf der Orgelbank Platz genommen, prüfend überblickt er Manuale und Register. Wann war es wohl, als er zum letzten Male als junger Student dieses Werk begann? ... Leise summt jetzt der Motor, da setzt der Deutsche seine Hände auf die Tasten: Requiem aeternam dona eis domine! Seine Kameraden beginnen mit rauhen Stimmen zu singen ... Et lux perpetua luceat eis. Mählich fällt die ganze Gemeinde ein. Noch zögern viele, es ist ihnen unfaßlich. – Und Beppo liegt dort unten ...

Es ist weit über Mitternacht, als in der darauffolgenden Nacht der Fähnrich Don Alfonsos Haus verläßt. In Gedanken versunken strebt er seiner Unterkunft entgegen. Sicherungen und Posten sind seit dem Requiem des Vortages nicht mehr erforderlich.

Während der Priester in seinem Zimmer kniet und dem Schöpfer für seine Gnade dankt, schlummert Isolabona in wiedergefundenem Frieden.

Trost fuer Druckfehler--Schmerzen

Wer ärgert sich nicht über die Druckfehler, die immer wieder an den unglücklichsten Stellen auftauchen und den Text oft in der heitersten Weise verändern? Da erhält unser „Dies und Das" eine unverhoffte Wendung, andere Erzählungen verwandeln sich in ein Kreuzworträtsel, das der liebe Leser mit Mühe und Not noch lesen kann. Verärgert schließt er dann den „Marienboten", wer könnte es ihm verübeln, schimpft auf den Schriftleiter und die ganze Schriftleitung. Nun zur Ehre des Schriftleiters kann gesagt werden, daß er nichts mit diesen „Druckfehlerteufelchen" zu tun hat, die sich immer wieder in unserm Blatt einschleichen. Dem Marienboten steht nur ein Korrektor, ein Mann, der den Drucksatz berichtigt indem er ihn mit dem Manuskript vergleicht, zur Verfügung, der sein Möglichstes versucht um diese kleinen Teufelchen aus dem Marienboten auszutreiben. Aber es gelingt ihm nicht immer, denn kaum ist der Marienbote gedruckt laufen schon die ersten Beschwerden über Druckfehler etc. ein. Das verdrießt nun unseren lieben Mann sehr und er ist oft untröstlich über diese Fehler. Kürzlich fand er eine Geschichte, die ihm Trost für seine Druckfehler-Schmerzen brachte: Vor Jahren hatte in Wien eine stadtbekannte Druckerei den Ehrgeiz, ein Buch herzustellen, das vollkommen fehlerfrei sein sollte. Man zog die besten Setzer heran, die gewissenhaftesten Korrektoren wurden mit dem Prüfen des Satzes beschäftigt, ja sogar das Leserpublikum mußte mithelfen indem man ihm in großen Schaukasten die Druckfahnen des Buches vorlegte. Als das Buch nun unter lebhaftester Mitwirkung der Öffentlichkeit langsam soweit gediehen war, erschien eines Tages die erste Auflage. Der Generaldirektor öffnete stolz eines der ersten Exemplare. Auf der ersten Seite stand in großen Lettern: „Dieses Buch ist ohne D r e c k f e h l e r".

Dies zum Trost für alle jene, denen die Druckfehler immer wieder allzu großen Ärger bereiten, und sollten Sie, lieber Leser, dennoch in dieser Ausgabe einen Fehler entdecken, so dürfen Sie annehmen, daß wir ihn absichtlich gemacht haben. Wir wollen jedem etwas bringen – und manche Leute freuen sich, wenn sie F e h l e r finden

B. v. F.

Seelsorge unter den Neueingewanderten

vom Schriftleiter

Wenigen nur ist bekannt, daß Papst Pius XII. alle Christen der Welt während des Monats Juli zum Gebet für die Seelsorge unter den Auswanderern – hier bei uns für die Seelsorge für die Neueingewanderten – verpflichtet hatte.

Es steht wohl ganz außer Frage, daß wir auch in dieser Sache ein Gewissen haben müssen. Leider scheint unseren Gewissen jede katholisch-apostolische Unruhe bezüglich der Seelsorge unter den Neueingewanderten zu fehlen. Ohne daß wir es merken droht auch uns die Gefahr, selbst im Religiösen dem Zeitgeist des Eigennutzens zu verfallen. Wir geben uns zufrieden, für unsere eigene Seele zu sorgen und lassen den Nächsten zusehen, wie er mit den Angelegenheiten seiner Seele selbst fertig wird.

Daß man mit seinem Gelde spart, kann man verstehen. Wehe aber uns, wenn wir beginnen, mit unserer Religion dem Nächsten gegenüber sparsam zu werden! Immer noch bekennen wir uns zur „Gemeinschaft der Heiligen". Wo man an diese Gemeinschaft glaubt, muß sie auch wirklich leben! Es genügt einfach nicht, hier und da einmal etwas hinzugeben, um Hungrige zu speisen und Nackte zu kleiden. Gesegnet sind die leiblichen Werke der Barmherzigkeit wohl, Unsegen bringt uns jedoch das Vergessen der geistigen Werke der Barmherzigkeit, das Vergessen des Hungerns und des Frierens vieler neben uns lebender Neueingewanderter nach dem Brot und nach der Wärme der Religion.

Mit der Antwort: „Wir haben doch überall Kirchen, die Neuen sollen nur so zur Kirche gehen wie wir, und sie werden finden, was sie benötigen", ist das Problem der Seelsorge unter den neueingewanderten Katholiken nicht gelöst. Eben daß uns diese Antwort so leicht von den Lippen kommt beweißt, wie wenig wir unsere neuen Brüder und Schwestern in Christo verstehen – wie weit entfernt wir ihnen innerlich stehen, während doch gerade wir Katholiken ihnen hier in ihrer neuen Heimat die Allernächsten sein sollten.

„Sie sind so ganz anders", klagt so mancher, und er staunt und ist hier und da auch geradezu entsetzt, wenn er die Neuen sagen hört: „Ihr seid so ganz anders, alles ist hier überall, selbst in der Kirche, so ganz anders – so fremd und ohne Wärme."

Wer ist nun „so ganz aders", die Neuen oder wir? Und was ist „anders und fremd", das bei uns Gewohnte oder jene Dinge, die der Neueingewanderte hier bei uns sucht und nicht zu finden scheint?

Mit dem Menschen ist es wie mit einem Baum. Tief verwurzelt in ihren Heimatboden ist die reife Eiche und umpflanzen läßt sie sich nicht. Sie würde sterben, würden wir versuchen, sie mit all' ihren Wurzeln auszugraben, um ihr neuen Boden zu geben.

Auch der Mensch verwurzelt sich geistig im Gewohnten und Althergebrachten. Wieviel Kraft und Hilfe uns vom Gewohnten kommt merken wir erst dann, wenn wir ins Ungewohnte, in andere Gegenden, in andere Länder und unter andere Leute kommen. Verloren fühlen wir uns dort und nichts, nicht einmal, ja hauptsächlich der Gottesdienst spricht uns nicht an. Fremd ist uns das Kirchenlied, das wir dort hören, fremd die Sprache des Predigers, fremd und kalt die Feste, wie man sie in der Fremde feiert, und wir beginnen uns „nach Hause zu sehnen." Zur Heimatskirche, wo allein man richtig beten kann, wo jedes Gesicht uns bekannt und wo jede Predigt, jede Zeremonie und jedes Lied uns lieb erinnert an Kindtaufe, an Erstkommunion, an Trauung, an Vater und Mutter und Nachbar, für deren Seelenruhe man hier beim Begräbnis gebetet, und an alle Freude, die man hier zur Weihnachtsnacht und am Ostermorgen erlebt. Dort in der Heimatkirche spricht jedes Bild der Altäre und der Kirchenwand „von uns in unserer Gemeinde", und „bei uns" und inmitten der Dinge wie sie „bei uns" getan werden, fühlen wir uns wohl.

Alles das empfinden wir, wenn wir in die Fremde kommen – und alles das macht der Neueingewanderte schmerzlich hierzulande durch.

Es gibt Gruppen, die mit einem sehr schnellen Heilmittel gegen diese Schwierigkeiten zur Hand sind. Sie sagen einfach: „Die Neueingewanderten sind doch erwachsene Leute, es wäre also zu erwarten, daß sie sich den neuen Verhältnissen als reife Menschen anpassen."

Die Neueinwanderer passen sich genau so schnell und ebenso langsam und innerlich leidend den neuen Dingen an wie wir, wenn wir in der Fremde sind. Sie und wir haben eins gemeinsam: Wir und sie vergessen, daß die Welt

Der wahre Christ sieht im Einwanderer keinen Fremden oder Rivalen sondern einen Mitbruder. Der wahre Bürger soll im Einwanderer einen Menschen sehen, der dasselbe Recht und dieselben Vorzüge hat, die das Land einem jeden gewährt, der willens ist an seiner Zukunft mitzuhelfen. Die Einheit Kanadas und die Ehre der kath. Kirche verlangen von uns in diesem Moment, daß wir uns alle zusammenschließen und den Einwanderer in unsere Mitte nehmen.

Einwanderung ist ein menschliches Problem, das man nicht nur in seiner Beziehung zur heutigen Lage sondern im Lichte der moralischen Prinzipien studieren und betrachten muß. Wir können es nicht verantworten, daß ein Land wie Kanada Millionen von Menschen die Heimat verweigert, die man ihnen sonst nirgends geben kann. Kanada ist ein reiches Land, das sagt man uns überall in der Welt, und wir stehen erst am Anfang unserer Entwicklung als Nation. Wir haben unermeßliche Schätze, aber wir haben kein Monopol für sie, sondern sind verpflichtet, andere daran teilnehmen zu lassen. Wenn in Europa Menschen in Armut und menschenunwürdigen Umständen leben, dann müssen wir einen Ausgleich dafür schaffen. Dieser Ausgleich läßt sich nicht von heute auf morgen erreichen, sondern ist ein Werk der Volkswissenschaftler, die dabei von einer gesunden Moral geleitet werden sollen.

Man soll die Einwanderung nicht dafür verantwortlich machen, wenn Arbeitslosigkeit, Geldentwertung, Wohnungsnot und Landflucht überhand nehmen. Wer darüber sich beschwert soll genau wissen, ob die gegenwärtige Krise von einer Überbevölkerung oder von einer schlechten Wirtschaftspolitik herkommt.

Aus einer Rede Kardinal Leger's gehalten am 27. 9. 1954 aus Anlaß der Katholischen Sozialen Woche Kanadas.

viel viel größer ist als „unsere Gemeinde" und „unsere Heimat." Nicht alles ist überall so, wie es „bei uns" in der Küche, zu Tisch, im Theater und auch in der Kirche ist oder war. Die Südländer essen alles scharfgewürzt, der Deutsche hat seine Speisen gern gut gewürzt, der Kanadier benutzt kaum Würzen, und alle schauen einander kopfschüttelnd an und sagen: „Wie kann man nur so unzivilisiert essen!" Die Welt ist halt groß, und Sitten, Gebräuche und Geschmäcker gibt es mehr als Völker auf Erden. Nicht alles ist weder hüben noch drüben „das Einzige und Beste", und nicht alles ist weder drüben noch hier bei uns ganz ohne Wärme und Geschmack. Diese Tatsache müssen wir Alteingesessenen berücksichtigen, und die Neuangekommenen hier bei uns mit Nachsicht und Liebe lernen. Nur so können wir uns innerlich näher kommen und einander besser verstehen lernen.

Wie ernst gerade dieses Problem ist, hat uns die Apostolische Konstitution „Exul Familia" (Die katholische Familie in der Fremde) Papst Pius XII. gezeigt. Der Marienbote gab den Inhalt dieses Papstschreibens seinen Lesern vor ein paar Monaten zur Überlegung. Papst Pius XII. verlangte in diesem Erlaß unter anderem nicht nur Seelsorge in der Sprache der Neueinwanderer, sondern auch, daß wir Alteingesessenen den Neuen helfen, hier bei uns wenigstens etwas ihres geistigen Heimatbodens, wenigstens etwas des „Gewohnten" zu finden. Papst Pius XII. erwähnt ganz besonders Pflege der Heimatsprache und Pflege des Heimatbrauchgutes in Religion und im gesellschaftlichen katholischen Leben.

Es gibt hier bei uns in Kanada alte, deutsch-katholische Gemeinden, die den Neueinwanderern gerade bezüglich Sprache und Brauchtum herzlichst entgegen kommen. Sie nehmen sie mit in ihre Kirchen, geben ihnen Gelegenheit, beim Gottesdienst mitzusingen und Krippe und Maialtar nach ihrem Geschmack zu bauen und zu schmücken, öffnen ihnen ihre Vereinshallen, um sich mit ihnen musikalisch, durch Theaterspiel, Vortrag, deutschen Film und Laute und Volkslied zu unterhalten. Sie suchen ihnen hier auf fremder Scholle etwas Heimatsboden zu geben, damit sie sich leichter ins Neue und ins Andere einleben.

Wo der Neueinwanderer nichts von diesem ihm so lieben Heimatsbrauch findet, beginnt er bald seine eigenen Wege zu gehen – und diese Wege führen all zu oft vorbei an Kirche und Gott!

Fast alle Neueinwanderer kommen aus einem Lande jahrhundertealter christlicher Tradition und jahrhundertealter Revolution gegen alles Unchristliche, wie es die römisch katholische Kirche pflegt. Sie sind es gewohnt, alles „gemeinschaftlich" zu tun, das Beten, das Singen und das sich Aufbäumen gegen alles, was ihnen irgendwie ungewohnt ist oder „unlogisch" zu sein scheint. Darum sind sie auch immer geneigt, Gemeinschaft zu pflegen und nach Kräften mitzumachen, wo es „wie bei uns" ist. Auch zur Kirche finden sie innerlich nur dann so richtig, wenn ihnen das ihnen angeborene Gemeinschaftliche – wie Singmesse, Betchormesse, gemeinsame Freude an schön vorgetragenen Kunstmessen – geboten



Die Cap-Pilger von Cosine und Macklin, Sask. Untere Reihe von links nach rechts: **Frau Hievner, Barbara Stang (Macklin), Pater Paul Feist, O.M.I. (Prelate), Marcella Yung (Macklin) Frau Georg Feser (St. Donatus), Frau Michael Stang (Cosine).** Obere Reihe von links nach rechts: **Herr Georg Kloster, Rosalia Reichert, Alex. Rollheiser, Rosa Reichert, Frau Alex. Rollheiser, Georg Feser (St. Donatus, letzterer zwei Tage nach seiner Rückkehr von Cap de la Madeleine an Lungenkrebs gestorben) und Michael Stang (Cosine).**

wird.

Gerade das können wir ihnen jedoch nicht immer geben! Wir müssen leider den neueingewanderten Katholiken sagen, daß es einfach nicht geht, alles, selbst das Tantum ergo, nur deutsch zu singen und jeden lateinischen Gesang aus der Kirche zu verbannen. Den Katholiken des deutschen Reiches waren von Rom aus Sonderrechte gegeben – wie z. B. die deutsche Singmesse – die dem katholischen Kirchenleben Kanadas und der Vereinigten Staaten bis jetzt noch nicht erteilt wurden. Von den 423 Millionen Katholiken der Welt schmückt nur der Deutsche seinen Gottesdienst mit der Singmesse. Die übrigen fast 400 Millionen Katholiken singen die uralte lateinische Gregorianische Messe – und freuen sich ihrer!

Es stimmt schon, es gibt nur eine Kirche, und der Kirche Lehre ist seit Anbeginn und unter allen Völkern und Rassen die eine, unveränderliche Lehre Jesu Christi. Im Glauben und in den Sitten sind wir die größte Einheit, die die Weltgeschichte je gekannt. Neben Glauben und Sitten ist da noch der Gottesdienst. Und darin sind wir nicht einheitlich. Darin sind eine kleine Handvoll katholischer Völker – unter ihnen die Deutschen – vom Gemeinsamen abgewichen. Darin ist nicht das katholische Leben Kanadas und der Vereinigten Staaten „anders" geworden: Die Deutschen sind „anders".

Hier ist nun weder Raum noch Zeit zu disputieren, was „schöner" ist, die lateinische oder die deutsche Singmesse. Im katholischen Gottesdienst ist nur Einer schön, und das ist Christus. Alles andere, Predigt und Lied, soll da nicht so viel „schön" (im Sinne weltlichen Kunstgeschmackes) sein als demütig im Sinne der Lehre von der Nachfolge Christi des Gekreuzigten sein. Vor Ihm tritt im katholischen Gottesdienst alles zurück, Prediger und Chor. Ausdruck findet dieser Gedanke im demütig-einfachen – und gerade deswegen so schönen – gregorianischen Lied.

Vieles hätten wir und die Neueinwanderer gemeinsam zu besprechen. Vieles könnten wir gemeinsam tun um befruchtet zu halten den Heimatboden der Seele: Das Liebesverhältnis zu Gott!

Der Marienbote ist gerne bereit, unseren Neueinwanderern Gelegenheit zur offenen Aussprache zu geben. Gerne möchten wir hören wollen, was der neueingewanderte deutsche Katholik von Toronto, Windsor, Hamilton, Montreal und Ottawa denkt und tut. Gerne möchten wir wissen, wie es unseren neuen Brüdern und Schwestern religiös und geistig geht in Edmonton, Calgary, Vancouver, Regina, Saskatoon und Winnipeg.

Wir, die deutschen Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria, waren hier in Kanada immer schon die Priester der Neueinwanderer. Die Weite des Arbeitsfeldes, Priestermangel und die Tatsache, daß der deutsch-katholische Einwanderer sich heute meistens in Städten niederläßt, in denen wir keine Niederlassungen haben, machen es uns leider sehr schwer, sich aller Neuangekommenen religiös anzunehmen. Vielleicht könnte der Marienbote helfen, unsere gemeinsamen Probleme der Seelsorge unter den Neuen zu lösen.

„Warum lassen wir den Papst mit dieser dringlichen Sorge (der Seelsorge unter den Neueinwanderern) so allein?" fragt eine katholische Zeitung Deutschlands.

Auch wir sollten uns diese Frage stellen und Hand ans Werk legen, damit gerettet werde und gerettet bleibe der Heimatsboden des Lebens Christi hier auf Erden, die Seele des Menschen. –

Sankt Elisabeth und die Bettlerin

Eine Legende von Theodor Seidenfaden

Als Ludwig, der Landgraf von Hessen, auf der Fahrt zum Heiligen Lande noch jung an Jahren gestorben war, geriet Elisabeth, seine Gattin, mit ihren Kindern in Not. Die Schwieger, welche der Gräfin ob ihrer Güte gegenüber den Armen der Straße zürnte, trieb sie, ehe die Todesboten ausgeruht hatten, von der Wartburg fort, zu Tal.

Da niemand sie herbergen durfte, kehrte sie in einen Stall ein, und sie betete und sang mit den Kindern und einer treuen Magd in ihm, wie wenn er das Himmelreich und schöner als die Säle und Gemächer der Burg wäre. Als sie eines Tages, trotz ihrer Armut, mit den Kindern in den Wald ging, wo sie einen Aussätzigen wußte, erzählte sie ihnen vom ewigen Leben. Es war Frühling, und die Birken standen schon im Dufte grüner Schleier, derweil den andern Bäumen die Blätter erst wie Träume aus dem Dunkel zum Lichte strebten. Sie bückte sich mit den Kindern zu Veilchen und Himmelsschlüsseln, die ringsum blühten, und lauschte dem Liede einer Nachtigall, welches sehnsüchtig aus fernen Baumkronen rann. Langsam schritten sie daher, vergaßen das Leid um die täglichen Dinge und schauten Gott im Spiele des lenzlichen Waldes.

Darüber kamen sie an einen Bach, der breit und morastig vor ihrem Wege herkroch. Wie die Gräfin schon auf den Schrittsteinen stand und hinüber wollte, nahte von dort eine Bettlerin. Elisabeth erkannte die Arme wieder; sie hatte ihr im vergangenen Winter ein Hemd und ein Kleid, den blauen Mantel, welchen sie trug, aber auch weißes Brot und eine Kanne Milch geschenkt.

Sobald das Weib – es schritt gebückt an einem Stock – sie sah, eilte es sich, trat auch auf die glatten Steine und stieß die Gräfin, häßlich lachend zur Seite, so daß die Kinder, noch am anderen Ufer, laut aufweinten, die Gräfin hingegen von den Steinen glitt und im Wasser auf die Knie brach. Sie sei ja nun nicht mehr Landherrin und verdiene zu stürzen, zischelte das Weib, wandte sich fort und setzte hinzu: nie verstehe der Satte den Hungernden, eine milde Gabe könne seinen Schrei dämpfen, aber nicht ersticken!

Elisabeth jedoch erhob sich, ging dahin, wo das Wasser klar floß, wusch den Saum ihres Kleides aus und meinte zu den Kindern, die den Bachrand entlang folgten: es geschehe ihr wohl recht, weil sie früher Gold und Edelsteine getragen habe, indes den Armen das Linnen für die Hemden fehle; der Reiche sehe die tausend Hände nicht, die sich zu ihm hinaufreckten! Dann half sie den Kindern über den Bach, küßte die Tränen von ihren Wangen und schritt mit ihnen fort durch den Duft der Veilchen und die Vogellieder, als habe sie nie einen schöneren Tag erlebt.

Während der Bettlerin, die zwischen den Bäumen stehenblieb und der Gräfin nachsah, die Heiterkeit dieser Worte aufging, hörte sie plötzlich eine der Nachtigallen, und der helldunkle Ruf traf sie als das erste Wunder ihres Lebens. Da fiel ein Verlangen in ihre Seele, so stark, daß sie von Stamm zu Stamm tastete und der Gräfin folgen mußte. Unterwegs tat sich ihr die volle Schönheit des Waldes kund, und wie der Sonnenstrahl den Schnee schmilzt, so nahm der verhaltene Zauber ihrem Herzen die Bitternis.

Nach einer Weile stand Elisabeth mit den Kindern bei dem Aussätzigen, der zerlumpt unter einer Eiche saß.

Sie zog ein Stückchen Brot aus dem Ärmel und reichte es ihm, und da er es gerne gegessen hatte, – gierig und klüftigen Blikkes –, bot sie ihm das Tonkrüglein, in welchem der Knabe frisches Wasser trug. Er trank, und als er das Tonkrüglein absetzte, wusch sie mit dem Reste seines Wassers die Wunden aus, sprach gütig zu ihm und hieß die Kinder, da sie dem Armen die Blumen geschenkt hatten, mit den Vöglein ein Lied singen: nichts helfe dem Kranken so wie guter Gesang!

Nun konnte die Bettlerin, die hinter Buschwerk verborgen, zu-

---

„Die Liebe ist die Frucht, die von uns verlangt wird. Von ihr sagt der Apostel, sie komme aus reinem Herzen, aus gutem Gewissen und ungeheucheltem Glauben. Mit dieser Liebe lieben wir einander und lieben wir Gott. Wir hätten keine wahre Liebe zueinander, wenn wir nicht auch Gott lieben würden. Ein jeder liebt seinen Nächsten wie sich selbst, wenn er Gott liebt. Wenn er Gott nicht liebt, dann liebt er auch sich selbst nicht . . . Die Frucht des Geistes ist die Liebe. Die anderen Früchte sind: Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Treue, Sanftmut, Enthaltsamkeit und Keuschheit.“

St. Augustinus

Die vergessene hl. Elisabeth

von Dr August Schuchert



Vor kurzem war irgendwo eine Schulprobe. Die Lehrerin sprach vor größeren Mädchen über das Thema: Selbstlose Menschen! Sicherlich gerade für Mädchen ein schöner und wertvoller Behandlungsstoff. Zunächst wurde mit der Klasse gearbeitet was es heißt: „selbstlos" sein. Nachdem die Kinder gut mitgegangen waren und wirklich herausbekommen hatten, was zu einem selbstlosen Menschen gehört, frug die Lehrerin ganz richtig: „Nun nennt mir einmal selbstlose Menschen, die ihr kennt oder von denen ihr schon gehört oder gelesen habt!"

Die Mädchen nannten nun allerlei Leute, so den Grafen Zeppelin, die Jungfrau von Orleans, ein anderes Mädchen erzählte von einer Rotkreuz-Schwester im letzten Weltkrieg, von der es gelesen hatte, ein anderes nannte einen bekannten Motorradfahrer, der bei einem Motorradrennen den Tod gefunden hatte, ein anderes sagte schlicht: „Meine Mutti ist selbstlos; denn mein Vater ist gefallen, und Mutti arbeitet jeden Tag für uns fünf Kinder." Ein Mädchen nannte jenen Kapitän, der vor einiger Zeit berühmt geworden ist, weil er allein auf seinem Schiff tagelang ausgehalten hatte.

Bei dieser Aufzählung fällt schon auf, daß die Mehrzahl der selbstlosen Menschen, die von den Mädchen genannt wurden, Männer waren. Noch auffallender aber ist, daß keines dieser Kinder eine der großen selbstlosen Heiligengestalten mehr nannte, obwohl etwa die Hälfte der Mädchen katholisch war. Eine heilige Elisabeth als selbstlosen Menschen zu nennen, fiel den Mädchen nicht ein. Noch weniger dachten sie an einen heiligen Vinzenz von Paul, an den Apostel der Aussätzigen auf der Südsee und an noch so manche andere volkstümliche Gestalt, deren Lebensinhalt nur Liebe und Arbeit für andere war. Wer dachte an den Apostel von Berlin, Dr. Sonnenschein, wer nannte eine jener selbstlosen, stillen Ordensfrauen, die Tag für Tag in unseren Städten sich im Dienst der anderen verzehren, an den Krankenbetten wachen, in die Wohnungen der Armen gehen und ohne Lohn und Vergütung selbstlose Werke der Nächstenliebe verrichten?

Es scheint, als ob die Welt der Religion bei diesen Kindern schon kein Gewicht für die Wirklichkeit und Gegenwart mehr habe. Auch im Unterricht müssen diese großen Gestalten unserer religiösen Vergangenheit keine Rolle mehr gespielt haben, mindestens muß der Eindruck so matt und blaß gewesen sein, daß den Mädchen gar nicht in

---

sah, nicht mehr an sich halten. Sie stürzte heraus, fiel der Gräfin zu Füßen und küßte den Saum ihres Kleides.

„Kannst du meine Härte vergeben", sagte sie, „so will ich froh sein mein Leben lang", und Elisabeth hob sie empor und meinte: „Wie könnte ich dir einen Augenblick zürnen, Schwester, die wir so nahe bei Gott sind? Komm und laß uns dem kranken Bruder helfen!"

Sie richteten den Aussätzigen auf, ihn zu einem Kloster zu führen, das nicht weit weg war. Die Kinder schritten voran, und der Kranke stützte sich auf die beiden Frauen, indes die Bettlerin an ihrem Stocke aufrecht ging, so gut sie es vermochte. Sie machten Schritt um Schritt, lauschten den Bienen, die feierliche Chöre summten, und freuten sich an den Liedern der Vögel. Ihre Weisen flogen wie Silberbänder durch die Chöre, und da sie über eine Lichtung hinweggeschritten waren, kamen sie in einen Buchenwald, darin Sternmiere, Kerbel und Bärenlauch ihre Blüten entfalteten, hier und da auch der Aronstab bereits den violetten Kolben aus dem grünen Gewinde drängte.

Der Aussätzige aber schritt durch die Sonne, Wald und frische Luft und fühlte in den Wundern der Liebe das Reich Gottes.

den Sinn kam, die heilige Elisabeth als eine wirklich große, dienende und selbstlose Frau zu sehen und zu schätzen.

Dieses Beispiel aus einer Schulstunde zeigt, wohin die Auffassung der modernen Jugend geht. Was diesen Kindern imponiert, ist mehr das Heldische als das wahrhaft Fraulich-Dienende, worauf es eigentlich ankommt. Und hier steht die große Frage: Wird mit der heiligen Elisabeth nicht auch die wahre frauliche Selbstlosigkeit vergessen und verachtet? Hat die weibliche Jugend nicht das Bild von der wahren, selbstlosen Frau gewandelt und darum auch die Männer als Ausdruck der Selbstlosigkeit unbewußt bevorzugt? Wir müssen diese Frage vor allem für unsere katholischen Kinder und Mädchen stellen. Warum ließ die frauliche Größe und das stille Heldentum der Liebestaten einer heiligen Elisabeth diese Kinder ohne Eindruck? Hat nicht zu allen Zeiten echte Frömmigkeit auch echte Selbstlosigkeit gezeugt?

Wie schmerzlich, wenn dieses heilige Wissen unserer weiblichen Jugend verlorenginge! Damit würde die Welt und würden wir alle ärmer; denn die Frau und Mutter ist das Herz der Familie. Wenn die Mutter kein selbstloses Herz mehr hat; wenn sie den stillen Dienst ihres Lebens nicht als einen heiligen Dienst vor Gott verrichtet, wenn die Mutter gar in der Familie die Heldin spielen will in irgendeiner Weise, dann hat die Familie ihr Herz verloren und ist kalt geworden. Die Kraft dieses täglichen Dienens und der Hingabe bis zum Ende ihres Lebens in Treue wird die Frau nur in Gott finden.

In den Enttäuschungen und Mißerfolgen wird sie in stiller, heiliger Größe stark bleiben und ihre selbstlose Liebe nicht vermindern. Darum steht die wahrhaft selbstlose Frau Gott immer besonders nahe, weil sie aus seiner Liebe und aus seinem Geiste lebt. Ja, wir sollten unsere weibliche Jugend wieder auf diese wahre Größe hinweisen, und wir sollten wahrhaftig dafür sorgen, daß die heilige Elisabeth nicht vergessen oder gar verachtet wird. Denn mit der heiligen Elisabeth wird sehr viel anderes mitvergessen werden, was das Leben unter Menschen schön und glücklich macht.

Cäcilia

dein Leben war ein Lobgesang,
dein Herz ein gold'nes Saitenspiel,
das Gott zu Ehren lieblich klang
und seinem Herzen wohlgefiel.
Der Harmonien Königin
bist du, o heil'ge Martyrin!

Du Schwester mit den liebewarmen Händen,
ach, kämst du wieder durch des Burghofs Tor!
Wie würd' das Antlitz unserer Zeit sich wenden –
wie würd' der Jammer und der Angstschrei enden –
und Rosen blühten unterm Schnee hervor.

Dann lernten wir, was wir schon lang vergaßen:
Die Augen öffnen vor der fremden Not
und nicht zu messen mehr mit ird'schen Maßen –
und leiden, bis die Brüder all genaßen
vom Leibeselend und vom Seelentod. –

Dann lernen wir, was uns so schwer will scheinen:
die Hände öffnen, alles, was uns lieb,
hinschenken an die andern, ohne Weinen
uns mit dem Willen Gottes zu vereinen,
auch, wenn der Gatte uns im Schlachtfeld blieb, –

Dann lernten wir, wenn auch mit leisem Beben:
Den Kronreif öffnen, der die Stirn uns schmückt,
und Gott allein das Herrscherrecht zu geben,
bei andern einfach und gering zu leben,
daß fremder Reichtum sie nicht mehr bedrückt. –

Dann lernten wir, was kaum uns will gelingen:
Die Lippen öffnen, wenn man uns verkennt.
Des Herrgotts Loblied in die Nacht zu singen
auch dann, wenn wir in tausend Ängsten ringen
und uns im Aug' die heiße Träne brennt. –

Dann lernten wir, wie du zu allen Stunden
die Seele öffnen vor dem Herrn und Gott
am Kreuzesstamm, getaucht in blut'ge Wunden.
In selbstloser heiliger Liebe ihm verbunden
frohjauchzend: Dein im Leben und im Tod! –

Elisabeth, dein Tagwerk ist zu Ende,
und nun ist unsre Stunde, unsre Zeit. –
Hilf, daß dein Gott uns nicht vergebens sende
und daß er gibt in unsre schwachen Hände
das Blütenwunder seiner Gütigkeit! –

Emma Frey

Nun ruhen Pflüger, Pflug und Land.
Die Bäume wurden graue Säulen des Nebeldoms.
Zur Totenhand erstarb im Flehen um Wärme
der Äste sonnenfernes Weilen.
Verflog der Prunk mit Laub und Schwalben –
die Herzen blieben warm und licht,
denn sieh, schon leuchtet allenthalben
im Schein der grünen Kränze
des Glaubens hoffend' Angesicht.

Verdämmern mag, was irdisch gleißt!
Es naht dem Gottvertrau'n, dem Heiden der Tag,
der uns zur Krippe weistt,
zum ewigen Seelenfrühling,
wo Friede blüht statt Glanz und Leiden.

Unsere Berufung

Von Dr. Alois Funk

Es steht nicht hoch im Kurs, das Wörtchen „heilig". Eine unheilige Zeit hat es verflacht, verwässert, verfälscht. Selbst gläubige Menschen verstehen darunter oft etwas Fernes, Unerreichbares oder gar Verschrobenes und Ungesundes.

Und doch bezeichnet dieses kleine Wort einen der grundlegendsten Begriffe unseres katholischen Glaubens. Es ist das Herzstück christlicher Lebenshaltung. Wo keine rechte Vorstellung mehr von der Heiligkeit ist, da fehlt auch die rechte Vorstellung vom Christentum. Wo das Heilige nicht mehr als Ideal sittlichen Strebens gesehen wird, muß Kraftlosigkeit und religiöse Auszehrung Platz greifen.

Sollen wir ein neues Wort dafür suchen? Eins, das aufrüttelt und zum Nachdenken zwingt? Wie es so oft heute geschieht bei Worten, die ihres Wertes entkleidet wurden. Wir werden es vergeblich versuchen. Dieses Wort ist ebensowenig zu ersetzen wie das Wort „Gott". Beide sind unveränderlich wie das Große und Erhabene, das sie künden.

Es bleibt nichts anderes übrig, als daß wir das alte Wort wieder mit neuem Inhalt füllen. Wobei dieser neue Inhalt im Grunde genommen der alte, ursprüngliche ist. Dieser Inhalt ist wahrhaftig dazu angetan, uns wachzurufen und aufhorchen zu lassen. Wir sollten es laut in die Christenheit hineinrufen, daß es wie ein Fanfarenstoß in ihren Ohren klingt: Ihr alle seid Heilige. Ihr, die Ihr getauft seid auf den Namen des Dreieinigen Gottes!

Die einen werden bei diesem Ruf erschrecken, die anderen zweifeln, andere höhnisch lachen. Doch es ist so. Als der Priester das Taufwasser über unsere Stirn goß, wurden wir im wahrsten Sinne des Wortes geheiligt. Nichts Geschaffenes ist so heilig wie der getaufte Mensch. Über seine Gottebenbildlichkeit hinaus wurde er im Augenblick der Taufe auf geheimnisvolle, für uns nie begreifbare Weise, mit göttlichem Leben erfüllt. Der dadurch geschaffene Zustand geht über jede Segnung und Weihung hinaus. Wenn wir schon im gesegneten Rosenkranz, im geweihten Kelch, in der konsekrierten Kirche etwas Heiliges sehen, so ist der getaufte Mensch es in viel höherem Maße.

Aber dieses Bewußtsein ist uns verlorengegangen. Es lebte ganz stark in den Getauften der urchristlichen Zeit. Wenn sie nach der langen Vorbereitung am Ostermorgen aus dem Bade der heiligen Taufe stiegen und mit weißen Gewändern bekleidet um den Altar standen, waren sie überwältigt von dem Großen, das an ihnen geschehen. Das Bewußtsein ihrer Würde und Auserwählung begleitete sie durch das ganze Leben und gab ihnen die Kraft, Sauerteig einer vermodernden Welt zu werden. Sie sind weder erschrocken, noch haben sie sich gewundert, wenn der heilige Paulus sie in seinen Briefen „Heilige nannte. Und das Wort „Christ, erkenne deine Würde", das Papst Leo der Große ihnen zurief, erfaßten sie in seiner tiefen, unermeßlichen Bedeutung.

Muß es nicht eine Hauptaufgabe christlicher Unterweisung sein, dieses Bewußtsein wieder in den Christen unserer Zeit zu wecken? Ruht es nicht in den meisten Getauften wie ein verborgener Schatz, von dessen Dasein sie nichts wissen?

Gewiß hat das Wort „heilig" noch einen anderen Sinn. Zu der von Gott geschenkten Heiligung durch die Taufe muß die persönliche Heiligung des Menschen kommen. Sie ist aber nichts anderes als die Entfaltung des in der Taufe empfangenen Lebens. Dieses Leben soll der Christ wie ein kostbares Licht hüten und durch die Stürme seines Lebens tragen. Mit allen Fähigkeiten und Anlagen, die Gott ihm gegeben, soll er dem Bild entgegenreifen, das der Schöpfer von ihm hatte von Ewigkeit her.

In der Akademie der Schönen Künste in Florenz stehen einige unvollendete Statuen des genialen Meisters Michelangelo. Unter ihnen ist auch das Bild eines kraftvollen jungen Menschen, dessen Körper noch halb im Marmor steckt und wie im schmerzlichen Drängen daraus hervorstrebt. Fast glaubt man, er müsse selbst Hand anlegen und die unbehauenen Lasten sprengen. Ist das nicht unser aller Bild? Das Bild unseres Kämpfens und Strebens auf der irdischen Pilgerfahrt? Wir müssen aus der Unvollendung zur Vollendung streben. Zur Verwirklichung des Bildes, das in uns schlummert.

Wer tapfer und beharrlich um dieses Ideal christlicher Vollkommenheit ringt, ist ein Held, ein Heiliger. Er ist kein verschrobener Mensch, erst recht kein Kopfhänger. Er hat nichts mit den saft- und kraftlosen Gipsfiguren gemein, die so oft das Heilige entstellen. Er ist vielmehr der normale, der vollkommene Mensch, wie er von Gott gewollt ist, er allein ist der in jeder Hinsicht gesunde Mensch.

Nach diesem Heiligen geht die Sehnsucht und der Ruf unserer Zeit. Nur er ist imstande, die Welt von innen her zu erneuern. Alles Bemühen der Staatsmänner, Wirtschaftler und Techniker, das Los der Menschen zu bessern, wird scheitern, wenn nicht zugleich eine innere Wandlung eintritt. Die Heiligen sind das Salz der Erde. Sie bilden den Sauerteig in einer verfaulenden Welt.

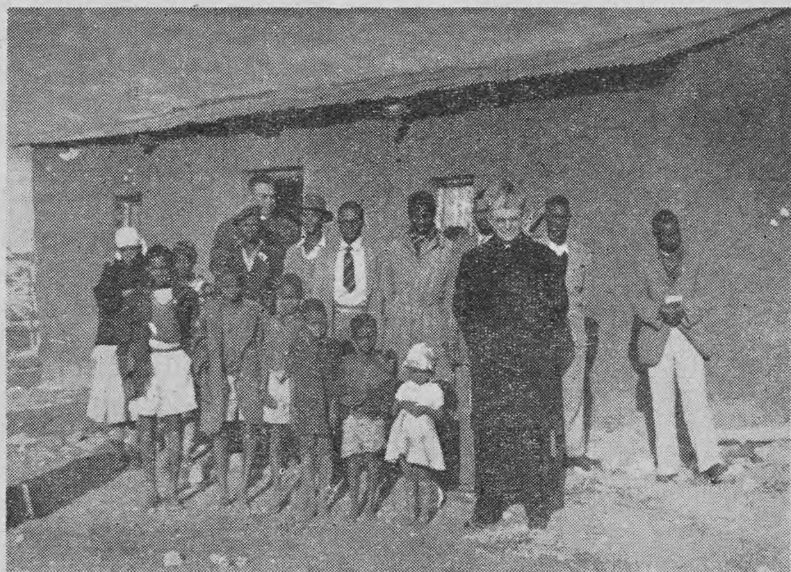
Die Fahrkarte für den Himmel

Eine wahre Begebenheit aus Bischof Bokenfor's Diözese

von P. P. Dubois, O.M.J.

Diese wahre Geschichte ereignete sich kürzlich an einem Samstag Morgen um 10 Uhr, in einem kleinen Eingeborenendorf in der Nähe von Kimberley. Ein paar Häuser stehen auf weiter Flur, aus Erdsteinen gebaut, mit rötlichem Sand überstrichen. Alte Wellbleche bilden das flache Dach, alt genug um Wind und Regen freien Eintritt zu gewähren. Die kleinen Fenster erlauben nur spärliches Licht, die Türen sind von altem Kistenholz selbst gemacht. Einfach, schlicht – arm. Eine Anzahl von Leuten finden sich jeden Abend hier ein, um zu essen – zu schlafen und früh am Morgen wieder zu verschwinden, denn sie arbeiten in den Diamanten Minen. Vom Reichtum, vom Wert ihrer Arbeit sieht und merkt man hier nichts.

Der Pater besucht die guten Leutchen wöchentlich; unter einem Baum, der etwas Schatten gibt, liest er die hl. Messe, verkündet das Wort Gottes diesen ungelehrten, hungrigen Seelen. Beim Samstagmorgen Besuch rief mir eine gute Frau zu: „Pater, vergiß nicht zu uns zu kommen, ein Kind liegt schwerkrank danieder." Natürlich ging ich hin und fand die kleine 9 Monate alte Dorothea. In der kleinen zugigen Hütte befand sich ein Bett, in dem die Kleine lag, wirklich schwer krank, nach meinem Urteil dem Ende nahe. Obgleich die Großmutter sich viel Mühe gab um Dorothea beizustehen, weinte sie jedoch unaufhörlich. Das Lebenslicht flackerte nur noch leise. Auf meine Frage, ob das Kind getauft sei, antwortete die Großmutter, aber sicher Pater, unser Bischof selbst hat sie getauft. „Das war sehr schön von ihm", sagte ich, „aber zu welcher Kirche gehört Ihr denn?" Oh, die ist hier nebenan, antwortete die Großmutter. Tatsächlich hatte ich eine Art Wegzeiger gesehen mit der Aufschrift „Abhängige Kirche." Der Prediger kannte nicht mal den richtigen Namen seiner Kirche, die sich „Unabhängige Kirche" nennt. Was kann man da erwarten! Da sind 1200 verschiedene Kirchen in Süd-Afrika. Einer kannn leicht einen Fehler machen im Namen bei einer solchen Unmenge. Jedoch machte mir diese Verwechselung zu denken. Wenn die nicht mal den richtigen Namen ihrer Kirche wissen, was lehren die den Leuten? Da gibt es soviele Wege zu taufen und besonders ungültig zu taufen. Was hatte der Bischof dieser „Abhängigen Kirche" getan. Ich wollte nicht kritisch sein, aber die kleine Dorothea war von ihm getauft, sie stand vor ihrem Ende, wollte Abschied nehmen von dieser Welt für immer, und da gab es keine Zeit zu verlieren. Ich erzählte der Großmutter, daß man allerlei Geschichten höre betreffs der Art und Weise, die hl. Taufe zu spenden. Da sind Prediger, die am Fluß taufen und die Leute müssen ins Wasser steigen, bis ihnen das Wasser über dem Kopfe steht, andere wiederum nehmen nur einen Tropfen Wasser, andere gießen Wasser über den Täufling. Vor kurzem hatte ein Prediger gesagt, daß in der richtigen Taufe Wasser über den zu Taufenden gegossen werden müsse und der Heilige Geist müsse hinzu kommen. Die Großmutter lachte trotz ihrer Traurigkeit um das schwerkranke Enkelkind. Da sind einige Prediger, die sagen über-



Bischof Joh. Bokenfohr, O.M.I., vor einer der Missionshütten in der südafrikanischen Wüste Kalahari. In derartigen "Gebäuden" wohnen seine Missionare.

haupt kein Wort bei der Taufe, andere sagen sie vorher oder nachher. Jedermann weiß, daß Jesus nicht eine Anzahl von Taufen, sondern die einzig wahre eingesetzt hat. Wenn jemand katholisch werden will, ist es in diesem Wirrwarr unmöglich herauszufinden ob er gültig oder nichtgültig getauft war, so ist er in den allermeisten Fällen, bedingungsweise getauft –.

Die Großmutter verstand und zur Mutter des kranken Kindes sich wendend, sagte sie: Der Pater denkt, die Kleine ist nicht gültig getauft, worauf die Mutter erwiderte: „Ich weiß nicht, ob sie gültig getauft ist oder nicht.“ Die armen Leute versuchten eine Antwort in ihrem Gebetbuch zu finden, aber vergebens. In der Zwischenzeit war der Schutzengel der kleinen Dorothea nicht müssig gewesen, er hatte die Herzen der Großmutter und der Mutter bewegt – denn es war Zeit für Dorothea die richtige Fahrkarte für den Himmel zu besorgen. Die Mutter suggerierte, den Prediger zu befragen. Zur Türe gewandt, sagte sie, dort kommt er gerade an. Und tatsächlich erkannte ich meinen alten Freund, der manchmal auch zur Messe gekommen war, und den ich immer als „Onkel“ bezeichnet hatte, weil er an Jahren viel älter war als ich. Um die freundschaftlichen Bande zwischen uns zu verstärken, hatte mir der „Onkel“ sogar ein paar Mal seine Kirche angeboten, um dort unsere Katholiken zu versammeln. Das war sehr nett von ihm gewesen. Ich erklärte ihm die Situation und er bestätigte, daß der Bischof die „drei Namen“ gesagt habe, aber erst nachher das Wasser über die Kleine gegossen habe. Für mich war es klar, die Kleine, die schon vor der Himmelstüre stand, war ungültig getauft. Die Gnade wurde wirksam im Angesicht des sterbenden Kindes. „Wenn Du glaubst, daß die Taufe nicht gut gewesen ist, kannst Du das Kind selbst taufen“, war seine Antwort. Großmutter und Mutter stimmten dem freudig bei. Und als ich ihnen sagte, daß das Kind auch katholisch erzogen werden müsse – obgleich ich deshalb keine Sorge zu haben brauchte, wie die Sache hier stand – stimmten alle zu. Als ich zur Mutter gewandt fragte, ob der Vater wohl auch zustimmen würde, drehte sie sich herum, zeigte auf den Prediger und sagte: „Dort steht der Vater.“ Sie können sich meine Überraschung vorstellen, aber ich sagte ihm: „Prediger, ich danke Dir“ und diese Worte kamen aus vollem Herzen.

Die kleine Dorothea wurde mit größtmöglicher Feierlichkeit getauft und darauf auch gefirmt, was der Heilige Vater wünscht, in Todesgefahr kann jeder Priester firmen. Nun war Dorothea-Maria fertig für den Himmel um einzutreten. Sie blieb nicht mehr lange bei uns. Am Montag Morgen läuteten die Glocken unserer Mission um anzudeuten, daß der kleine Engel heimgekehrt war.

Am Montag nachmittag trugen wir den kleinen Sarg auf einen Platz außerhalb des kleinen Dorfes zur Beerdigung. Der alte Prediger war natürlich anwesend. Ehe wir den Sarg schlossen gab er mir ein Zeichen, zu warten; er lief weg und kam mit einem großen Bogen – dem Taufzeugnis des Bischofs der Abhängigen Kirche – zurück. Er steckte es noch schnell in den Sarg, der dann verschlossen wurde mit einigen Nägeln. Es war die falsche Fahrkarte für den Himmel, aber Dorothea-Maria brauchte sie nicht mehr, sie hatte heimgefunden zum ewigen Frieden im Himmel. –

Was ist ein Christ

1. Der Christ ist ein Mensch, der — im Glauben — der Wirklichkeit des dreieinigen Gottes inne wird.

2. Der Christ spannt sich — in der Hoffnung — auf die endgültige Erfüllung seines Wesens im Ewigen Leben.

3. Der Christ richtet sich — in der göttlichen Tugend der Liebe mit einer alle natürliche Liebeskraft übersteigenden Bejahung auf Gott und den Mitmenschen.

4. Der Christ ist klug, das heißt, er läßt sich den Blick für die Wirklichkeit nicht trüben durch das Ja oder Nein des Willens abhängig von der Wahrheit der wirklichen Dinge.

5. Der Christ ist gerecht, das heißt, er vermag in Wahrheit, „mit dem andern“ zu leben; er weiß sich als Glied unter Gliedern in der Kirche, im Volk und in aller Gemeinschaft.

6. Der Christ ist tapfer, das heißt, er ist bereit, für die Wahrheit und für die Verwirklichung der Gerechtigkeit Verwundungen und, wenn es sein muß, den Tod hinzunehmen.

7. Der Christ hält Maß, das heißt, er läßt es nicht zu, daß sein Habenwollen und sein Genießenwollen zerstörerisch und lebenswidrig werden.

Thomas von Aquin

Knoblauch, die Kulturpflanze

von Philipp Schmidt S.J.

Knoblauchesser wandeln meist in einsamer Größe und werden gemieden. Der Kräutervater Hieronymus Bock gibt ihnen einen guten Rat: „So jemand Knoblauch esset, und den Geruch nicht mag, der esse grüne Rautenblätter darauf." Und in warmen Worten empfiehlt er dann, wie alle Kräuterbücher früherer und jetziger Zeit, seine Heilwirkungen: „Knoblauch macht eine helle Stimme und benimmt den alten Husten und ist gut dem Wassersüchtigen." Nach Hieronymus Kniphofs Lebendig Officinal Kräuterbuch „macht er den pulverisierten Samen in die Nase geschnuppet, niesen führt viel Unreinigkeit aus dem Kopf und ist gut wider den Schlag, böses Wesen und ermuntert aus der Schlafsucht."

Trotz vielfacher Vorurteile ist und bleibt der Knoblauch eine Kulturpflanze ersten Ranges, deren Heilkraft auch die wissenschaftliche Medizin anerkennt: Beruhigung des Pulses, Erweiterung der Herzernährungsgefäße, Kräftigung der Herzmuskeln und damit Verminderung des Blutdruckes und der Aderverkalkung.

Es hat Zeiten gegeben, da war auch bei uns der Gebrauch des Knoblauchs fast allgemein, wie aus einem Liede Fischarts (1545–1595) hervorgeht.

„Es saßen etlich reuter frisch
Daselbst zusammen an dem Tisch
Aßen ihr Brot, daneben auch
Den Knoblauch nach Landesbrauch."

Die Heimat dieser Zwiebelpflanze ist der Orient, wo sie bis heute in der Ernährung und Volksmedizin noch gewertet wird. Den Ägyptern war der Knoblauch heilig und wurde beim Schwur der Götter angerufen, seit Ditys, ein Liebling der Isis, nach ihm greifend, in den Nil stürzte und ertrank. Er wurde selbst für eine Gottheit gehalten und deshalb auch sein Genuß, das „frevelhafte Zerkauen mit den Zähnen", den Priestern verboten.

„O du heiliges Volk, dem so in den Gärten die Götter wachsen!" sagt mit einem Anflug von Spott der römische Dichter Juvenal (Sat. 15, 9). Doch das Volk kümmerte sich nicht um die Enthaltsamkeit der Frommen und aß seinen Knoblauch, wie Herodes (2, 125) berichtet, in Mengen. So sollen die Arbeiter beim Bau der Cheopspyramide für etwa 1600 Talente (6.4 Millionen Mark) Zwiebeln, Knoblauch und Rettich gegessen haben. In diesem reichlichen Gebrauch von Knoblauch will man die Lösung für das Rätsel gefunden haben, wie Menschenkraft vor Jahrtausenden mit den einfachsten Hilfsmitteln solche Riesenbauten aufführen konnte. Auch die gute Wirkung des Knoblauchs beim Genuß nicht einwandfreien Wassers wird durch neuere wissenschaftliche Untersuchungen bestätigt und hierin der Grund gesehen, warum die Gesundheit der Chinesen trotz der schlechten Wasserverhältnisse bei der Landbevölkerung gut ist. Den Juden war der Genuß des Knoblauch aus gesundheitlichen Gründen geboten, und in der Wüste sehnten sie sich zurück „nach den Melonen, dem Lauch, den Zwiebeln und dem Knoblauch, die sie in Ägypten umsonst aßen." Den Griechen erschien der Knoblauch als dämonenabwehrend; mit ihm bekränzte sich, wer der Hekate opferte, um nicht durch die ihre Altäre umgebenden Dämonen behext zu werden. Knoblauch, mit Salz zur Brühe vermischt, gehörte zu den Volksgerichten der Griechen.

Homer erwähnt in der Ilias als Beigabe zum Mischtrunk des Nestor und Odysseus Knoblauch. Odysseus wird durch ihn vor den Fallstricken der Kirke gerettet. Wer bei den Theoxenien in Delphi zum Gastmahl, das Apollo den Göttern veranstaltete, den größten Knoblauch in den Tempel brachte, erhielt eine Gabe von dem Opferschmaus der Priester. Aristophanes singt das Lob des Knoblauchs in seinen Komödien. Bei den Römern rühmt Plinius seine Heil- und Zauberkräfte; man band den Knoblauch Kindern

* * *

„O Maria, die du heute noch heller im Glanz erstrahlst, sei du das Zeichen und die Ursache der Versöhnung der Menschen untereinander und mit ihrem Herrn und Heiland Jesus Christus. Vermehre den Glauben in denen, die dich anrufen. Laß leuchten vor ihren Augen die Hoffnung auf die unzerstörbaren Güter, auf jene Erlösung des Leibes und der Seele, deren Erstlingsfrucht sie gleichsam in Jesu und in dir schauen. Hilf ihnen, die Last der demütigen und oft so harten Mühe des Alltages zu tragen, und stärke sie mit der Zuversicht auf das ewige und vollkommene Osterfest der großen Familie der Menschheit im Hause des Vaters, im Glanze des Himmels. Amen.

Pius XII.

als Amulett um den Hals. Noch heute lieben Griechen, Italiener, Bulgaren, Türken, Russen und alle Orientalen den Knoblauch. Bei den Spaniern besteht das Nationalgericht in einer kalten Suppe aus Öl, Essig und Knoblauch. Auch den alten Germanen war der Knoblauch oder Zwibolle bekannt, und zwar lange vor der Berührung mit den Römern.

Die seltsame Pflanze mit den gleichgroßen Nebenzwiebeln, dem runden Stengel, den Dolden mit den rötlichen Beeren, hat wegen ihres scharfen Geruches zu allen Zeiten als heilkräftig gegolten.

Nach Volksglauben ist der Knoblauch den Hexen unausstehlich. Um sich gegen deren Machenschaften zu schützen, reiben die Serben Brust, Achselhöhlen und Fußsohlen, auch Kinderwiegen damit ein. Man gibt ihm am Christabend dem Hofhund, damit er ein guter Wächter wird. Beim ersten Viehauftrieb im Frühjahr bestreicht man die Hörner des Viehes mit Knoblauch. In Ungarn schreibt man als Abwehrmittel am Dreikönigstag die Buchstaben C–M–B mit Knoblauch an Türen und Tore. Da er Krankheiten anziehen soll, hängt man ihn büschelweise in den Stuben auf. Die Estländer binden den Kindern bei der Taufe neben Geld und Brot auch Knoblauch in das Wickelband.

Die blut- und darmreinigenden, wurm- und harntreibenden Wirkungen des Knoblauchs, die auf seinem schwefelhaltigen ätherischen Öl beruhen (Schwefelallyl), haben der Pflanze ihre Berühmtheit und ihren geheimnisvollen Nimbus verliehen. — Lakhovsky erzählt aus dem Osten (Geheimnis des Lebens, München 1932): „In Sibirien wächst in den Wäldern eine Art wilden Knoblauchs, den man dort Tscheremissa nennt. Die heilkräftigen Eigenschaften der Wurzeln sind so außerordentlich, daß im Herbst ganze Pilgerzüge von Greisen und Kranken dorthin strömen, um sich an Ort und Stelle von dem wilden Knoblauch zu nähren." Auf ähnliche Wirkungen weist Hilde Sieg in ihrem seltsam lebendigen, tiefschürfenden und bilderreichen Buche „Gottes Segen der Kräuter einst und immerdar" (Berlin 1936) hin: „An der deutschen Grenze, z.B. in der Gegend von Oberrittersgrün im Erzgebirge, gibt es in den Bauernhäusern tagaus, tagein zum Abendbrot die würzige Knoblauchsuppe. Ich habe sie selbst mitgegessen und war erstaunt, wie gut sie schmeckt. Ihr Rezept zu behalten, ist nicht schwer: Ein guter Topf Wasser, etwa zwei Hände voll geputzter Knoblauchzehen, die immer einmal durchgeschnitten werden, ein Stück Butter, Salz. Das Ganze muß recht lange kochen und schmeckt dann ähnlich wie eine Fleischbrühe. In die fertige Suppe kommen Semmelbröckchen. Sie macht die Backen rot und die Glieder frisch! Die Bäuerin erzählte, die Kinder wären daher alle so gesund, und mit dem Arzt hätten sie kaum noch etwas zu tun gehabt." Der bei uns wegen ihrer unangenehmen Nebenwirkungen verkannten Pflanze wird heute wieder die rechte Würdigung zuteil. „Wer seine Kräfte und Säfte", so heißt es in dem Buche von Hilde Sieg, „auffrischen will, überlege sich, wie er die Knoblauchkur wohl am besten anfangen könnte, ohne von der Umwelt gemieden zu werden."

* * *

Christliche Totenklage

In Gottes Namen bezeugen wir und verkünden wir immer wieder, daß wir wegen der Brüder, die unser Herr heimgeholt und von dieser Welt befreit hat, nicht trauern können. Wissen wir doch, daß sie hingehen und höhersteigen, daß man sich nach ihnen sehnen soll, daß man sich nicht in schwarze Kleider zu werfen braucht, während jene bereits das weiße Gewand der Verklärung tragen, und daß man den Heiden nicht Anlaß geben soll, uns mit Recht zu tadeln, weil wir diejenigen, von denen wir sagen, sie leben bei Gott, wie Verlorene betrauern und so den Glauben, den wir in Worten bekennen, durch das Zeugnis des Herzens nicht bewahren. Wir sind Verräter an unserer Glaubenshoffnung und machen den Eindruck, wir heuchelten. Darum mißbilligt es der Apostel Paulus, daß manche beim Heimgang der Ihrigen sich der Trauer überließen: „Ihr sollt nicht trauern wie die andern, die keine Hoffnung haben", sagt er (1 Tess. 4, 13). Diejenigen trauern über den Heimgang der Ihrigen, die keine Hoffnung haben; wir aber glauben an jenen, der sagte: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt" (Joh. 11 25). So laßt uns zu Christus mit froher Zuversicht eilen! Daß wir vorerst sterben, ist der Übergang zur Unsterblichkeit. Das ewige Leben kann nicht nachfolgen, wenn nicht das Scheiden vom irdischen Leben stattgefunden hat. Es ist kein Untergang, sondern ein Heimgang, es ist nach Vollendung des zeitlichen Laufes der Übergang zum Ewigen. Wer wollte nicht eilen, zum Besseren zu kommen? Wer sollte sich nicht freuen, verwandelt und nach dem verklärten Urbild Christus umgestaltet zu werden?

Cyprian von Karthago

Die Entstehung dieses Gnadenbildes geht in die Zeit der Eroberung Mexikos zurück. Juan Diego hatte eines Tages eine Erscheinung der Gottes Mutter, die ihn aufforderte, ihr am Platz der Erscheinung eine Kapelle zu erbauen. Der Bischof von Mexiko wollte jedoch nichts davon wissen, er verlangte zum wenigsten ein Zeichen. Darauf befahl Maria dem Indianer, auf einem Lavaabhange Rosen zu pflücken und dieselben in einem Teppich dem Bischof zu bringen. Als Juan dem Bischof die Rosen zeigen wollte, fand sich im Teppich ein Bild der Gottes Mutter vor, so wie wir es auf unserem Bild hier sehen. Jetzt erkannte der Bischof die Erscheinung an. Dieses Wunder war so groß, daß sich in den ersten Jahren über 10 Millionen zum katholischen Glauben bekehrten. Alle Versuche der Wissenschaft, die Entstehung des Bildes auf natürliche Art zu erklären sind bis heute gescheitert. Ebenso sind alle Versuche der Feinde Mariens gescheitert, die das Bild zerstören wollten. In der Mexikanischen Christenverfolgung unserer Tage wurden alle Kirchen geschlossen, aber nicht die Basilika unserer Lieben Frau von Guadalupe, denn dort hatten sich 3 Millionen Indianer mit langen Messern zur Verteidigung des Bildes aufgestellt, die lieber sterben wollten als das Bild der Gottes Mutter in den Händen der Feinde zu sehen. Als es denselben dennoch gelang, im Innern eine Bombe anzubringen, da wurde durch die Explosion noch nicht einmal das Glas des Schreines zerstört.

Unsere Liebe Frau von Guadalupe ist zugleich auch die Schutzpatronin von Amerika und Tag für Tag kommen fromme Pilger – durchschnittlich täglich 300 – aus allen Teilen unseres Kontinents zu ihr. Aber dennoch ist nicht ihr Bild dort der Mittelpunkt, sondern Jesus im Altare. Frommer Glaube und kindliche Liebe haben dem Herrn der



Unsere Liebe Frau von Guadalupe —

Welt in der Basilika seiner Mutter einen Altar erbaut zu dem über 1000 Pfund reines Silber gebraucht wurden. Die Frömmigkeit der dortigen Pilger, die besonders im Empfange der Sakramente der Buße und des Altares zum Ausdruck kommt, ist so ergreifend, daß einer unserer Priester, heute Bischof, beim Verlassen der Basilika Tränen weinte, so sehr hatte ihn diese Volksfrömmigkeit ergriffen. Guadalupe zeigt uns eins sehr deutlich: „Durch Maria zu Jesus."

Aus der katholischen Welt

BATTLEFORD — Der hochw. Pater L. Boyd, O.M.I. hat nach Beendigung seiner theologischen Studien in Battleford seine Missionsberufung in das Vikariat Whitehorse, Yukon, erhalten. Pater Boyd ist nun schon der vierte in Battleford herangebildete Oblatenpater, der hinauf zum Yukon ging. Seine Vorgänger sind die Missionspatres Studer aus Holdfast, Sask. (zur Zeit in Rom zwecks höherer Studien), Canon aus Marquis, Sask. und Doetzel aus Primate, Sask.

BATTLEFORD — Am 7. Oktober, am Fest des hl. Rosenkranzes, erteilte der hochwürdigste Herr Bischof Blais von Prince Albert, Sask. den Oblatendiakonen Hieronimus Hellmann (Richmound, Sask.) und Lester Kaufmann (Leipzig, Sask.) das hl. Sakrament der Priesterweihe. Pater L. Kaufmann, O.M.I., feierte sein hl. Primizamt am 10. Oktober in der schönen Paschaliskirche zu Leipzig, Sask., Pater H. Hellmann, O.M.I., brachte sein priesterliches Erstlingsopfer am 11. Oktober in der Pfarrkirche zu Richmound, Sask. dar. Beide Jungpatres sind nun wieder im Priesterseminar zu Battleford, um ihre theologischen Studien zu beenden.

Nach einer Statistik aus dem Jahre 1952 steht die Genossenschaft der Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis unter allen religiösen Orden und Kongregationen der Kirche zahlengemäss an achter Stelle. An der Spitze steht der Jesuitenorden (gegr. 1540) mit 30,014 Mitgliedern. Ihm folgen die Franziskaner (gegr. 1209) mit 24-993, die Salesianer (gegr. 1841) mit 16,910, die Kapuziner (gegr. 1525) mit 14,185, die Benediktiner (gegr. 529) mit 10,500, die Dominikaner (gegr. 1215) mit 8,543 und die Redemptoristen (gegr. 1732) mit 7,580 Mitgliedern. Dann kommen an achter Stelle die Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria (gegr. 1816) mit 6,042 Mitgliedern. Aufgezählt in dieser Statistik sind 40 Orden und Kongregationen.

Im Zuwachs während der Jahre 1940–1952 stehen die Oblaten an neunter Stelle. Stärksten Zuwachs während dieser Zeit können die

Salesianer (6,253 neue Mitglieder) verzeichnen. Ihnen folgen die Jesuiten mit 5,816, die Dominikaner mit 2,469, die Franziskaner mit 2,205, die Kapuziner mit 1,357, die Redemptoristen mi 1,303, die Benediktiner mit 1,251, die Minoriten ("schwarze" Franziskaner) mit 1,228, und die Oblaten mit 1,174 neuen Mitgliedern.

ENGLAND — Im Rahmen eines "Rosenkranzfestes der englischen Katholiken" segnete Kardinal Griffin am 3. Oktober im Wembley Stadium in London die Statue der seligsten Jungfrau von Willesden. Katholiken aus allen Teilen Englands haben Gold, Diamanten und Edelsteine für die Krone der neuen Marienstatue gespendet. Die neue Statue soll in der Marienkapelle von Willesden aufgestellt werden.

Willesden, eine Vorstadt Londons, war seit dem frühesten Mittelalter bis zur Zeit Heinrich VIII. ein Mittelpunkt der Marienverehrung in England und bildete das Ziel zahlreicher Wallfahrten. Unter Heinrich VIII. wurde das Gnadenbild von Willesden seines prunkvollen Schmuckes beraubt und als "abergläubisches Götzenbild" öffentlich verbrannt. — Das Marianische Jahr und die Krönungsfeierlichkeiten des 3. Oktobers sollen dazu beitragen, die Marienverehrung in Willesden wieder zu beleben.

NEUER MARIENFEIERTAG — Papst Pius XII. wird voraussichtlich in feierlicher Form am 1. November auf dem Petersplatz zum Abschluss des vom 24. Oktober bis 1. November in Rom tagenden Marianischen Kongress einen neuen Marienfeiertag für die gesamte Kirche einführen. Der neue Feiertag vom Königtum Mariens soll, wie im Vatikan verlautet, an jedem 1 Mai in der ganzen Welt gefeiert werden. Vor vier Jahren hatte Papst Pius XII. auf dem Petersplatz am 1. November das Dogma von der Himmelfahrt Mariens verkündet.

RAUB AN DER MUTTERGOTTES-STATUE — In das berühmte Heiligtum von Savona, das "Heiligtum der Barmherzigkeit", drangen Diebe durch einen unterirdischen Wassertunel ein und beraubten die Statue der Madonna, die in der Krypta verehrt wird, ihrer wertvollen Weihegeschenke. Der Wert des geraubten Guts wird auf mehrere Millionen Lire geschätzt. Ausserdem haben die Täter sämtliche Opferstöcke erbrochen und den Inhalt, der sich auf rund 200,000 Lire belief, geraubt.

MARIANISCHER KONGRESS IN SASKATOON — Am 26. September versammelten sich Katholiken aus allen Teilen Saskatchewans zu einem Marianischen Kongress in Saskatoon. Nachmittags hatten sich über 12,000 Katholiken mit ihren Oberhirten zusammengefunden, um die Predigt des berühmten Pater M. Foley, C.Ss.R. zu hören. Dann wurde der Rosenkranz in englisch, französisch, deutsch und ukrainisch gebetet, unterbrochen von Liedern zu Ehren der Muttergottes in den verschiedenen Sprachen. Darauf folgte das Pontifikalhochamt, gehalten von Sr. Exc, Bischof Klein, Saskatoon. Anwesend waren die Bischöfe O'Neill (Regina)), Roberecki (Saskatoon), Blais (Prince Albert), Decosse (Gravelburg) und Abt Gertken (Muenster). Am Abend fanden sich wiederum gegen 6000 Gläubige ein, die den Worten ihrer Oberhirten grossen Beifall spendeten. Bischof Klein nannte die abendliche Kundgebung ein machtvolles Bekenntnis des gläubigen Volkes zu seiner himmlischen Mutter. Der Rosenkranz wurde abermals in den verschiedenen Sprachen gebetet, dazwischen sang der Chor unseres Scholastikates Marienlieder in mehreren Sprachen. Der Abend klang aus mit einem Marianischen Spiel, das die Verehrung Mariens zu allen Zeiten und bei allen Völkern zeigte.

KEEWATIN — Der wegen Krankheit in den Ruhestand getretene Apostolische Vikar von Keewatin, Bischof Martin Lajeunesse, O.M.I, wurde vom Heiligen Vater zum Päpstlichen Thronassistenten ernannt. Dieselbe Ehrung wurde dem Erzbischof von Colombo, Ceylon, Thomas Cooray, O.M.I., zuteil.

PASS CHRISTIAN, MISS., U.S.A. Am 16. August weihte Kardinal Valerio Valeri, Präfekt der heiligen Kongregation für Ordensleute, das neue Oblatenseminar zu Pass Christian, Miss., der lieben Gottesmutter. Pater Joseph Switallo, O.M.I., von 1941 bis 1947 Oberer des Priesterseminars zu Battleford, doziert heute in Pass Christian.

Buecherbesprechung

Echter Verlag

Würzburg, Germany

Dr. Wilhelm Lurz, **Ritus und Rubriken der Heiligen Messe,** 828 Seiten, Dünndruck, Ganzleinen 24.00 DM
Dr. Lurz hat mit diesem Buch das Handbuch für den Priesterstudenten und für den Priester geschaffen. Es ist ein zuverlässiger Führer zur würdigen und liturgisch korrekten Feier der hl. Geheimnisse. Will es zunächst Lehr- und Lernbuch für den Studenten sein, so ist es für den bereits zelebrierenden Priester ein unentbehrliches Nachschlagewerk. Dass das Buch in dritter Auflage erscheint zeugt für seinen hohen Wert. Sein Hauptzweck ist, den Priester zum Studium der Rubriken anzuleiten, "damit er die gottesdienstlichen Funktionen geordnet, schön, und würdig zu vollziehen befähigt sei. Dadurch soll er in innigster Verbindung mit Christus heranwachsen und ein heiliger Diener des Heiligen werden." (Pius XII. Mediator Dei) Den Patres unserer Provinz und allen Geistlichen, sowie unseren Priesterstudenten, können wir dieses einmalige Werk, das in keiner Priesterbibliothek fehlen sollte, nur bestens empfehlen.

Hermann Josef Stärk, **Hört die Botschaft von Fatima.** 163 Seiten, Halbleinen 4.20 DM
Zahlreich sind die Erscheinungen auf dem Büchermarkt über Fatima. Aber dieses Buch ist besser und anders geschrieben als die andern. Es ist keine Erzählung sondern in zehn Kapiteln, die als Vorträge oder Lektüre verwendet werden können, hebt der Verfasser hervor, was wirklich über Fatima zu sagen ist. Er zeigt klar, dass die Fatima-Bewegung nicht auf das Sensationelle hinzielt, sondern eine wirkliche religiös-sittliche Erneuerung darstellt. Hier tritt Maria in die Welt als herbe Wirklichkeit, die am Christentum das Entscheidende betont und zum persönlichen "Ja" hindrängt. Man kann dem Buch nur wünschen, dass es in möglichst viele Hände kommt.

Bela Just, **Der Lastträger Gottes.** 330 Seiten, Ganzleinen 9.80 DM.
Ein Priesterroman, der die Arbeiterpriester rechtfertigen will. Das Buch schildert das Leben eines Priesters, der aus Ungarn entflohen ist und nach Paris kommt. Er ist zwar den Bolschewisten entronnen, aber nicht Gott, da ein Priester Gott nicht entfliehen kann. Ein Priester kann nicht und darf nicht fliehen, da er nicht sich selbst gehört. Gott ist ihm auf den Fersen und verfolgt ihn durch alle Gespinste der Ausreden, durch die Weiten des Gewissens hinein in den letzten Schlupfwinkel des zuckenden Herzens. Er verdingt sich in Paris als gewöhnlicher Arbeiter und schlägt alle schönen Angebote aus. Er wird zur Kreatur Mensch und Gott legt ihm seine Last auf und fordert von ihm das Letzte, um ihn so frei zu haben für Seinen Dienst. Am Ende tritt er der "Mission de Paris" bei und wird fruchtbarer Sämann als Arbeiterpriester.

Ein

Opfer des Beichtgeheimnisses

von Joseph Spillmann S. J.

Fortsetzung

„Bravo, bravo, Dame Susanne! Ha, ha, ha!“ rief der wohlbeleibte Doktor Corbillard, der während dieser letzten Standrede der alten Magd eingetreten war, und schüttelte sich vor Lachen. „Bravo! Sagt's dem alten Sünder! Hätte meiner Lebtag nicht gedacht, daß Ihr eine solche Rednerin seid. Da ist ja der alte Cicero ein Stümper dagegen. Wenn die Klerikalen nur um ein Deut gescheiter wären, würden sie Euch nach Paris in die Kammer schicken. Ich glaube, Ihr würdet diese Schwerenöter von Liberalen alle vom Teufel holen lassen! – Aber nichts für ungut, meine Herren! Ich habe die Ehre, mich untertänigst dem Gerichte zur Verfügung zu stellen.“

„Unser Doktor Corbillard“, stellte der Maire ärgerlich genug den Arzt vor, während man der alten Susanne bedeutete, sie sei einstweilen entlassen. „Nun Herr Doktor, Sie hätten auch etwas früher kommen können –“

„Keine Minute früher! Ich habe den Grundsatz: erst für die Lebenden, denen man noch helfen kann, und dann für die Toten, die auch viel geduldiger warten, als z. B. Sie, Herr Maire. Und da zu gleicher Zeit mit Ihrer Einladung ein dringender Ruf zu einem Kranken kam, der mich eine Stunde weit in die Berge verlangte, treffe ich erst jetzt hier ein und stehe nun ganz zu Ihren Diensten.“

Die Totenschau wurde also gleich vorgenommen. Es ergab sich, daß wirklich das Messer des Abbe Montmoulin genau zur tödlichen Wunde paßte. Ferner fand man unter der Leiche den Kerzenstock, den der kleine Charles, wie man sich erinnern wird, aus Angst vor dem gemalten Totenkopfe fallen ließ. Der Leuchter wurde als Eigentum des Pfarrers erkannt, und der Amtsrichter erblickte darin eine Bestätigung seiner Annahme, daß derselbe die Ermordete unter dem Vorwande, ihr in der Sakristei das Geld auszuzahlen, durch den Korridor und die dunkle Wendeltreppe zu dem Orte geleitet habe, wo er das Verbrechen am sichersten und bequemsten begehen konnte.

„Nun haben wir die ganze Kette der Beweise“, sagte der Untersuchungsrichter zufrieden. „Jetzt wollen wir den Angeklagten mit einem Schlage die Wucht derselben fühlen lassen, und es sollte mich wundern, wenn er nicht klein beigäbe.“

Mit diesen Worten begab sich der Herr Barthelot in die Wohnung des Pfarrers, wo er mit dem Gerichtsschreiber am Tische Platz nahm und den Verhafteten vorzuführen befahl.

Abbe Monmoulin hatte bis Tagesanbruch in dem Schlafe tiefer Erschöpfung auf seinem Bette gelegen. Als er, durch den Lärm der Leute geweckt, die sich immer zahlreicher auf dem Klosterhofe einfanden, aus demselben auffuhr, meinte er zunächst, es sei alles nur ein schwerer Traum gewesen. Mit einem Seufzer der Erleichterung wollte er sich aufrichten; aber da sah er den Gendarmen sitzen, der ihn beobachtete, und erblickte auf dem Waschtische die Schüssel voll blutigen Wassers. „Es ist also schreckliche Wahrheit und kein bloßer Traum!“ rief er jammernd aus, und an seinem Geiste zogen die furchtbaren Ereignisse der letzten Nacht vorüber – Losers Beichte, die Haussuchung, die Auffindung der Leiche und des blutigen Messers. Dann schaute er zagend in die nächste Zukunft. Er war verhaftet unter dem dringenden Verdachte, einen entsetzlichen Raubmord begangen zu haben; gleich wird man ihn wie einen gemeinen Verbrecher offen und am hellen Tage vor den Augen seiner Pfarrkinder in den Kerker abführen. Schon hörte er den Lärm der Menge unter seinem Fenster. Welches Ärgernis! welche Schande! Und dann sieht er sich vor Gericht gestellt, und er kann der schrecklichen Anklage gegenüber nur seine Unschuld beteuern. Wird man ihm glauben? Er wagt es kaum zu hoffen. Und so muß wohl das „Schuldig“ der Geschworenen und das Todesurteil des Richters über ihn ergehen. Und schaudernd erblickt er das Blutgerüst der Guillotine!

Abbe Montmoulin wäre kein Mensch gewesen, wenn ihn das nicht alles in tiefster Seele erschüttert hätte. „Und wenn dieses furchtbare Schicksal nur mich träfe", sagte er sich, „aber es trifft mit mir meine arme Mutter und Schwester und wird schweres Ärgernis für die Gemeinde und weit über die Grenzen derselben hinaus zur Folge haben."

Nochmals überdachte er alles. Losers Bekenntnis war, wenn auch von purer Angst eingegeben, doch, wie er annehmen mußte, in der Absicht geschehen, die sakramentale Lossprechung zu erhalten, und folglich eine wahre Beichte. Davon durfte er also unter keinen Umständen etwas verraten. Auch daß Loser gestern abend bei ihm gebeichtet habe, durfte er nicht gestehen. Das wäre unter diesen Umständen einer verdächtigenden Anklage gegen denselben gleichgekommen. Durfte er aber nicht wenigstens sagen, er habe Loser gestern abend gesehen? Er hatte ihn ja wirklich gesehen, bevor er wußte, daß derselbe bei ihm beichten wolle, und die bloße Tatsache, daß er ihn gesehen habe, fiel an sich gewiß nicht unter das Beichtgeheimnis. Anderseits lag es auf der Hand, daß seine Angabe, er habe Loser gesehen, von großer Wichtigkeit für seine Verteidigung war. Abbe Montmoulin hatte aber auf die Frage, ob er den Küster seit Sonntagabend gesehen habe bereits mit „Nein" geantwortet, weil er sich gesagt hätte, Loser sei doch nur um der Beicht willen bei ihm eingetreten, und weil es ihm geschienen, schon das einzugestehen, könnte seine heilige Verpflichtung in Gefahr bringen. Auch jetzt beschloß er, bei dieser Aussage zu verharren.

„Wäre es mir auch gestern abend noch erlaubt gewesen, die Rückkehr Losers zu verraten, so darf ich meine Aussage doch jetzt nicht widerrufen. Einen solchen Widerruf könnte ich ja nur dadurch erklären, daß ich der Meinung gewesen sei, mein Gewissen habe mir verboten, die Rückkehr des Küsters einzugestehen. Das müßte indirekt die Vermutung nahelegen, der Küster sei der Beicht wegen bei mir gewesen, und schon das würde ihn des Inhalts derselben verdächtig machen. Übrigens hätte auch die Aussage, Loser sei zurückgekehrt, mich wahrscheinlich doch nicht ganz von dem Verdachte gereinigt, der Mörder zu sein. Das Messer, der Korb, mein blutiges Kleid und die übrigen Umstände sprechen gegen mich. Es kommt darauf an, ob der Richter mich, einen bisher unbescholtenen Mann, einer solchen Tat für fähig hält. Tut er das und stellt sich heraus, daß ich der einzige bin, der den unseligen Küster zur Zeit der Tat in Ste-Victoire sah, so würde er meine Aussage als eine Lüge betrachten, die ich erfunden hätte, den Verdacht des Mordes auf einen Unschuldigen zu wälzen. Wer ja einen Priester des Mordes fähig hält, wird ihn erst recht einer Lüge fähig achten, und so hätte mich auch die Aussage, Loser gesehen zu haben, wohl kaum gerettet. Wenn nicht von anderer Seite nachgewiesen wird, daß Loser zur Zeit des Mordes hier war, werde ich zweifelsohne als Opfer des Beichtgeheimnisses den Kelch der Schmach leeren müssen."

Wie eine Zentnerlast fielen die verschiedenen schweren Verdachtsgründe auf Abbe Montmoulins beängstigte Seele. Auch die Verlegenheit beim Besuche des Maire und bei der Auffindung des Leichnams, welche er nicht ganz hatte bemeistern können und welche notwendig ein so ungünstiges Licht auf ihn werfen mußte! Konnte er nicht wenigstens diesen fatalen Umstand dadurch aufklären, daß er sagte: „Ja, ich wußte um die Tat, aber nur unter dem Beichtgeheimnisse?" Solange dadurch keine bestimmte Person verdächtigt oder in Verlegenheit gebracht wurde, wäre ja das noch keine Verletzung des Beichtgeheimnisses gewesen. Aber war nicht gerade das hier zu fürchten? Nach der Zeit, da der Mord geschehen, hatte nur Loser bei ihm gebeichtet, war überhaupt nur Loser bei ihm gewesen. Wenn es also durch die Nachforschungen der Behörde oder durch irgendeinen Zufall entdeckt wurde, daß Loser ihn besucht hatte, so wäre sein Geständnis, er wisse durch die Anklage eines Beichtkindes um den Mord, gleichbedeutend mit dem Geständnisse: dieses eine Beichtkind, dieser eine Besucher, Loser, hat mir in der Beichte den Mord gestanden. – Nein, es war sonnenklar: um alles in der Welt durfte er sich nicht damit entschuldigen, daß er in der Beicht von dem Mord Kunde gehabt habe. Es gab also keinen Ausweg für ihn!

Noch ein anderer Gedanke kam Abbe Montmoulin: Der Küster hatte ihn überrascht, als er am Sonntagnachmittag die große Geldsumme abzählte. Sollte er nicht wenigstens diesen Umstand, den er keineswegs durch die Beicht wußte, dem Untersuchungsrichter mitteilen? Diese wichtige Tatsache war wohl geeignet, den Verdacht auf den unseligen Mörder zu lenken. Wenn Loser nicht nachher bei ihm gebeichtet hätte, so würde der Priester ganz gewiß diesen Umstand erwähnt haben. Jetzt aber schien ihm auch dieser an sich berechtigte Hinweis auf den Täter nicht geraten. „Man würde am Ende doch vermuten, durch die Beicht sei ich erst auf diesen Verdacht gekommen," sagte er sich. „Nein, nein, ich will in keiner Weise den Täter verdächtigen und so auch nur im entferntesten Veranlassung geben, daß man an der treuesten Bewahrung des Beichtgeheimnisses zweifle. Lieber sterben, als als auch nur den Schein der Verletzung des Beichtgeheimnisses auf mich laden!" lautete endlich der

heroische Entschluß des Priesters, und nachdem er denselben gefaßt, kehrte verhältnismäßige Ruhe in seine Seele ein. Er verrichtete nun seine Morgenandacht und griff zu seinem Breviere, um die Horen zu beten.

Der Gendarm der den Pfarrer keinen Augenblick aus dem Auge ließ, wunderte sich nicht wenig über die Ruhe und Sammlung, womit der Geistliche seine Gebete verrichtete, während vom Klosterhofe herauf immer lauter der Lärm des Pöpels ertönte und einzelne Stimmen brüllend den „Tod des Pfaffen" verlangten. „Sonderbar", sagte sich der Mann, „wenn ich nicht mit eigenen Augen das blutige Messer gesehen hätte, so würde ich ihn für unschuldig halten. Aber pah! Man sagt mir immer, diese Pfaffen seien geborene Heuchler!" Damit spie er seinen Kautabak aus und schob sich ruhig ein neues Stück in den Mund.

Endlich gegen 10 Uhr wurde Abbe Montmoulin vor den Untersuchungsrichter gerufen. Derselbe empfing ihn nicht unfreundlich und ließ ihn sich gegenüber Platz nehmen. Nach den gewöhnlichen Fragen über Name, Geburt u. s. w., die der Gerichtsschreiber notierte, sagte der Untersuchungsrichter: „Über die traurige Veranlassung, welche mich zwingt, Sie hier zu Protokoll zu vernehmen, brauche ich kein Wort zu sagen. Sie ist Ihnen bekannt, Herr Pfarrer! Ebenso werden Sie mir erlassen, die überwältigenden Verdachtsgründe anzuführen, welche die Voruntersuchung sofort zu Tage brachte und welche Sie leider so belasten, daß ich für Sie beim besten Willen keinen Ausweg sehe. Als guter Freund rate ich Ihnen deshalb zu einem sofortigen vollen Geständnis; es ist das der einzige Weg, dem Todesurteile zu entgehen!"

Abbe Montmoulin dankte dem Untersuchungsrichter für seine Güte und beteuerte seine Unschuld.

„Diese Beteuerung wird Ihnen leider wenig nützen – angesichts der vorliegenden Tatsachen", fuhr Herr Barthelot mit etwas strengem Tone fort. „Man beweist Ihnen, daß Madame Blanchard gestern um diese Stunde – da schlägt es gerade 10 Uhr! – zu Ihnen kam, um eine große Summe Geldes bei Ihnen zu holen – wie erklären Sie nun ihre Ermordung zu einer Zeit, da Sie allein mit ihr unter diesem Dache weilten?"

„Ist das bewiesen, daß ich allein mit ihr unter diesem Dache weilte?"

„Gewiß. Noch mehr: Die einzige Person, die sonst allenfalls hätte stören können, Ihre alte Magd, hatten Sie selbst höchst vorsorglich mit der Weisung fortgeschickt, Sie bis zum folgenden Morgen nicht mehr zu stören."

„Ich war unwohl."

„Hm, da sollte man meinen, Sie hätten ihrer Dienste noch mehr benötigt."

„Ich war nur ermüdet und bedurfte der Ruhe."

„Und Sie waren abends nach 10 Uhr noch auf! – Aber meinetwegen, lassen wir die Ausrede gelten. Jedenfalls war die Magd zur Zeit des Mordes nicht hier. Ebensowenig der Küster, dem Sie am Abende vorher Urlaub gegeben – vielleicht angeboten? – hatten. Sie selbst haben zugegeben, derselbe sei Ihres Wissens nicht zurückgekehrt."

Die Antwort: „Er konnte auch ohne mein Wissen zurückgekehrt sein", drängte sich dem Pfarrer auf. Aber seine Scheu, dadurch vielleicht das Beichtgeheimnis zu streifen, ließ ihn diese erlaubte Antwort nicht geben; statt dessen machte er nur die allgemeine Bemerkung, es habe sich vielleicht sonst jemand in das Kloster eingeschlichen.

„Die Tat kann nicht vom ersten besten Landstreicher begangen sein", drängte der Untersuchungsrichter. „Wer sie verübte, muß genaue Kenntnis der Örtlichkeit besitzen und mußte vor allem wissen, daß Madame Blanchard zu dieser bestimmten Stunde bei Ihnen diese große Summe holen und allein (ohne daß Sie dieselbe begleiten!) mit derselben die dunkle Wendeltreppe hinabgehen würde – wenn nämlich Ihre Erzählung zutreffend ist: ich denke mir das wirklich Geschehene ein wenig anders. Nun sagen Sie mir aber nur das eine: Wie konnte ein Fremder diese zur Vollbringung der Tat nötige Kenntnis haben? Haben Sie jemand gesagt, daß Madame Blanchard zwischen 10 und 11 Uhr allein mit dem vielen Gelde diesen Nebenweg einschlagen werde?

„Das habe ich selbst nicht gewußt!" rief der Pfarrer.

„Und Sie wollen mich glauben machen, irgend ein hergelaufener Landstreicher hätte das wissen können? Oder haben Sie etwa auf jemand gegründeten Verdacht?"

Hätte Loser nicht bei ihm gebeichtet, so würde der Pfarrer wahrscheinlich gesagt haben, der Küster habe ganz gut, von seinem vorgeblichen Ausfluge heimgekehrt, der Ermordeten auflauern und die Tat begehen können. Jetzt wagte er den Verdacht nicht auf den Täter zu lenken, um nicht in den Schein zu kommen, er habe das Beichtgeheimnis verletzt. Abbe Montmoulin antwortete also, er wage es nicht, gegen eine bestimmte Person Verdacht auszusprechen.

„Und wie erklären Sie die Auffindung Ihres Messers, Ihres Tuches (beide mit Blut befleckt) und des Armkorbes der Ermordeten in Ihrer Küche? Sie werden vielleicht sagen, der Mörder habe das getan, um den Verdacht auf Sie zu lenken. Aber war das nicht schon dadurch erreicht, daß er sich Ihres Messers bediente und dasselbe

bei der Leiche zurückließ? Wie wäre es einem Fremden eingefallen, anstatt mit seiner Beute möglichst rasch zu fliehen, Messer, Tuch und Korb auf die Gefahr hin, von Ihnen oder sonst jemand ertappt zu werden, in Ihre Küche hinaufzuschleppen?"

„Ich kann es nicht erklären. Aber es muß doch geschehen sein."

„Mit dieser Antwort werden Sie kein Gericht befriedigen. Noch eins! Kennen Sie diesen Leuchter hier?" Damit zog Herr Barthlot plötzlich den Leuchter hervor, den der kleine Charles vor Schrecken hatte fallen lassen.

„Gewiß", antwortete Abbe Montmoulin. „Es ist der Leuchter, den ich beim Meßbuch brauchte; ich habe ihn gestern morgen vermißt."

„Wie das Messer! – Und wissen Sie, wo derselbe sich fand? – Unter der Leiche der Ermordeten!"

Abbe Montmoulin verfärbte sich. Er fühlte, daß die Schwere der gegen ihn vorgebrachten Beweisgründe doch noch viel erdrückender sei, als er sich selbst gedacht hatte. Unwillkürlich trat ihm eine Träne ins Auge, und er sagte mit bewegter Stimme: „Der Schein ist gegen mich: das kann ich nicht leugnen! Aber ich bin trotzdem unschuldig. Gott ist mein Zeuge!"

„Sie würden in Ihrem Interesse besser daran tun, ein offenes Geständnis der traurigen Tat abzulegen, wie ich schon zu Anfang riet, als durch Tränen und theatralische Auftritte mich blenden zu wollen," sagte jetzt streng der Untersuchungsrichter. „Derartige Scenen sind für mich nicht zugkräftig. Also nochmals: wollen Sie gestehen oder nicht?"

„Ich kann nur wiederholen, daß ich unschuldig bin. Um Gottes willen! Wie wäre ich denn dazu gekommen, ein solches Verbrechen zu begehen?"

„Das ist freilich ein psychologisches Rätsel, aber doch kein so ganz unlösliches. Mein Gott, Sie sind arm, Sie haben Bücher nötig, wie aus Ihrer sehr mangelhaften Bibliothek und aus der Bestellung hervorgeht, die Sie gleich nach der Tat gemacht haben und die man auf Ihrem Pulte vorfand. Sie wollten für Ihre Mutter Zimmer einrichten. Ihre Mutter ist arm, wie man mir sagt. Nun kam die Gelegenheit, sich, der Mutter und vielleicht noch andern mit einemmal zu helfen – und Sie sind dieser Versuchung erlegen! Sehen Sie, der Gedanke, daß Sie es für Ihre Mutter taten, versöhnt mich ein wenig mit der an sich schrecklichen Tat, und ich verspreche Ihnen, sowohl Sie als Ihre Mutter mit jeder Rücksicht zu behandeln, welche das Gesetz gestattet, wofern Sie jetzt frei und frank gestehen."

„Meine Mutter! Wie kann denn aber auch nur ein Schatten von Verdacht auf meine Mutter fallen?" rief Abbe Montmoulin schreckensbleich.

„Es ist meine Überzeugung, daß Ihre Mutter das Geld in der bewußten Tasche beiseite gebracht hat, wenn es sich nicht hier verborgen findet. Jedenfalls wird Ihre Mutter als mutmaßliche Mitwisserin mit Ihnen verhaftet."

„Um Gotteswillen, haben Sie Barmherzigkeit! Es wird ihr Tod sein!" flehte der Pfarrer.

Unerbittlich sagte der Untersuchungsrichter: „Gestehen Sie, und Ihre Mutter soll mit der größten Schonung behandelt werden. Sonst lasse ich dieselbe öffentlich verhaften. Und auch Sie sollen in einem geschlossenen Wagen nach Aix gebracht werden, wenn Sie gestehen. Sonst ist Ihnen die Behandlung eines gemeinen Verbrechers sicher. Glauben Sie nur nicht, daß ich auf Ihren Stand Rücksicht nehmen werde! Ein Priester, der ein solches Verbrechen begeht, verdient die Schande noch zehnmal mehr als ein gemeiner Mörder!"

„Ich kann trotzdem nur die Beteuerung meiner Unschuld wiederholen und muß alles andere Gott anheimgeben," sagte der Pfarrer gefaßt. Der Untersuchungsrichter zuckte die Achseln und legte das Protokoll dem Angeschuldigten, nachdem es vom Gerichtsschreiber verlesen war, zur Unterschrift vor. Abbe Montmoulin war es zu Mute, als ob er sein eigenes Todesurteil unterzeichne. Dann ließ Herr Barthelot die Gendarmen eintreten und übergab ihnen den Gefangenen mit den Worten: „Schließen Sie ihn!" Geduldig hielt derselbe seine Hände hin; aber es zuckte doch ein tiefer Schmerz um seinen Mund, als sich die stählernen Handschellen klirrend um die Gelenke schlossen. Ein Blick auf das Kruzifix gab ihm jedoch die äußere Ruhe wieder. Der Maire und die andern Herren traten nun ebenfalls in das Zimmer.

„Unsere Aufgabe ist hier vorläufig gelöst," sagte der Untersuchungsrichter. „Der Herr Polizeioffizier wird mit der freundlichen Hilfe des Herrn Maire, dessen Tatkraft und Klugheit wir die rasche Ermittlung des Mörders verdanken, die genaue Haussuchung zu Ende führen und die Schriften des Gefangenen zu Händen des Gerichtes einliefern. Inzwischen ist derselbe unter sicherer Bedeckung in das Gefängnis nach Aix zu bringen. Wir wollen vorauseilen, um auch seine Mutter dingfest zu machen. — Es ist nicht nötig, Herr Bürgermeister, für den Gefangenen einen geschlossenen Wagen zu besorgen; derselbe verdient eine solche Schonung durchaus nicht, und es ist ganz gut, daß das Volk sieht, wie die Gerechtigkeit den Priestern keinerlei Ausnamestellung zubilligt."

„Ganz meine Meinung, Herr Untersuchungsrichter", entgegnete mit einer Verbeugung der Maire und gab die nötigen Weisungen. Umsonst

versuchte der gutmütige Doktor Corbillard Einsprache gegen dieses harte Verfahren zu erheben. „Ich bin kein Freund der Pfaffen", sagte er, „aber ich muß dem Cure hier das Zeugnis geben, daß derselbe sich gegen alle armen Kranken immer wahrhaft human und menschenfreundlich benahm, und es wird mir schwer, an seine Schuld zu glauben, so laut die Umstände gegen ihn zeugen. Auch ist er der Schuld noch nicht überwiesen, und bevor das geschah, darf man ihn doch wohl kaum als Verbrecher behandeln."

„Wie er zu behandeln ist und ob ich ihn der Schuld überwiesen halte oder nicht, bitte ich mir zu überlassen, Herr Doktor", entgegnete kühl der Untersuchungsrichter.

„Ach was!" rief ärgerlich der wohlbeleibte Herr. „Es handelt sich schließlich bei dem geplanten öffentlichen Aufzuge doch nur um ein Wahlmanöver gegen die Klerikalen, und dessen bedarf es wahrlich nicht mehr! Hört nur, wie sie vor dem Kloster schreien: ‚A bas la calotte!'"

Mit Entrüstung wiesen es der Maire und Herr Barthelot zurück, daß sie auch nur an die Wahlen dächten, und bestanden auf ihrer Anordnung. Da drehte ihnen der Doktor seinen breiten Rücken und verließ brummend das Zimmer. Auf der Schwelle kehrte er sich noch einmal um und sagte zu dem Gefangenen gewendet: „Herr Cure, ich bin nie in Ihre Predigt gekommen und habe Ihnen auch im Beichtstuhl keinen Kummer gemacht; aber ich habe Sie immer als einen Menschenfreund geachtet und glaube nicht, daß Sie einer Schlechtigkeit fähig wären. Halten Sie den Kopf hoch! Wenn es einen Gott gibt, wird er Ihnen helfen!"

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor! Er wird meine Unschuld offenbar machen entweder vor dem irdischen oder doch vor dem ewigen Richterstuhle", antwortete Abbe Montmoulin.

Dreizehntes Kapitel

Im Kerker

Der Bürgermeister hatte inzwischen die Leiche der Ermordeten aufbahren lassen. Sie lag jetzt auf einem Tische im Kreuzgang, und in Massen drängte sich das Volk durch die geöffnete Klosterpforte herbei. Madame Blanchard war ihrer Frömmigkeit wegen oft ausgespottet worden; aber sie hatte nie einem Menschen etwas zuleide getan und wurde von den Armen allgemein als Wohltäterin verehrt. Man kann sich deshalb den Schmerz kaum vorstellen, der die armen Leute ergriff, als sie „die gute Mutter Blanchard" so entstellt daliegen sahen, und ebenso groß als das Mitleid mit der grausam Ermordeten war die Wut gegen den Mörder.

„Seht doch, das Scheusal hat die gute Frau erdrosselt!"

„Erdrosselt und erstochen! Seht das Blut, das ihr Kleid ganz durchfeuchtet!"

„Nein, nein, das kann unser Pfarrer nicht getan haben!"

„Wer denn sonst? Es ist sein Messer! man hat es ihm bewiesen!"

„In Stücke reißen sollte man den Schurken!"

„Da sieht man, was von der Religion zu halten ist! Ich gehe meiner Lebtag in keine Kirche mehr!"

So tönte es wirr durcheinander, und nur wenige Stimmen wagten, die Unschuld des guten Pfarrers zu verteidigen oder wenigstens Zweifel an seiner Schuld zu äußern. Und als nun erst der Ruf erscholl: „Da kommt er!" „Da bringen sie ihn!" drängte alles den Gendarmen entgegen, welche blank zogen, um den Gefangenen zu schützen und sich einen Weg zum Tore zu öffnen. Man mußte an der Leiche vorüber. Abbe Montmoulin fiel unwillkürlich auf die Knie nieder und hob seine gefesselten Hände zu einem kurzen Gebet empor: „Herr, gib ihr die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihr!" flehte er mit Tränen in den Augen; dann wollte er zum Volke reden, weil ein Augenblick Ruhe eingetreten war. Aber kaum hatte er gesagt: „Liebe Pfarrkinder, ich bin unschuldig!" als auch die Hauptschreier ihn mit den gröbsten Schimpfworten unterbrachen, und die Gendarmen in der Furcht, man möchte sich sonst an dem Gefangenen vergreifen, den armen Pfarrer voran zur Pforte des Klosters drängten.

Da hielt ein Leiterwägelchen des Herrn Carillon, auf dem man sonst Kleinvieh nach Aix an die Schlächter lieferte. Als der Fuhrmann den Geistlichen in seiner beschmutzten Soutane erblickte, meinte der rohe Bursche, eine so schlechte Fracht habe er noch nie nach der Stadt gefahren. Solche und ähnliche Roheiten wurden von den Umstehenden als gute Späße belacht, während Abbe Monmoulin das elende Fuhrwerk bestieg und neben einem Gendarmen auf einem Bund Stroh Platz nahm.

Man kann sich denken, wie es dem Priester zu Mute war, als nun der Klepper anzog. Einen letzten Blick warf er auf die Kirche und gedachte dabei der Predigt, welche er noch vor zwei Tagen darin über die Pflicht des Beichtgeheimnisses gehalten hatte, ohne zu ahnen, wie bald er selbst ein Opfer desselben sein würde. Dann schweifte sein Auge über die Menge. Hinter dem Kreise der wüstesten Schreier, die den Wagen umdrängten, gewahrte er doch auch manches bekümmerte und mitleidige Antlitz; aber diese guten Leute waren

verwirrt und eingeschüchtert, sie wagten kaum, ihren Glauben an die Unschuld des Priesters zu bekennen. Es kam dem Pfarrer der Gedanke, so müsse es auch gewesen sein, als Jesus durch die Straßen von Jerusalem gefesselt von Kaiphas zu Pilatus geführt wurde, und dieser Gedanke tröstete ihn. Er schloß nun seine Augen und betete zum leidenden Heiland um Kraft und Stärke, während das Fahrzeug die holperige Dorfgasse hinab rasselte. Nur einmal schlug er sie auf, als man am Schulhause vorüberkam und sich in die Schmähruse der Erwachsenen auch die gellenden Stimmen einiger Knaben mischten, welche „Mörder! Mörder!" riefen. Das gab dem guten Pfarrer einen Stich ins Herz; mit großem Kummer schaute er sich nach denselben um, und sein ernster, trauriger Blick brachte sie zum Schweigen; gleichzeitig aber sah er auch eine Gruppe von Knaben, welche ihm mit Tränen in den Augen von der Treppe des Schulhauses aus nachblickten, und ihr stummes Mitleid war Balsam für seine Seele.

Nun war endlich das Schlimmste überstanden. Der Wagen hatte das Dorf verlassen und rollte auf der Straße der Stadt zu. Nach und nach blieben die Schreier zurück, die ihn bis weit über Quatre Bras hinaus begleitet hatten. Aber auf der Straße traf man immer noch Gruppen von Landleuten, die nach Aix zu Markte gingen, und aus den Obst- und Weingärten am Wege lief alles herbei, als man der berittenen Gendarmen und des gefesselten Priesters auf dem Wagen ansichtig wurde. Immer wieder mußte Abbe Montmoulin die Worte hören: „Seht, seht! ein Priester unter Polizeibedeckung!" „Er ist gefesselt!" „Mein Gott, was muß er getan haben?" „Ist es nicht der Pfarrer von Ste-Victoire?" Und stets war der Fuhrmann bereit, in den rohesten Ausdrücken den Fragenden zu erklären, wen er da fahre, und was „der Pfaff für eine nette Geschichte mit seinem Messer zuwege gebracht." „Seht ihn nur an", schloß der Bursche jedesmal seine Erklärung, während die Gendarmen ohne eine Silbe zu reden, neben dem Wagen her trabten, „seht ihn nur an, den Schurken! So sind sie alle, die Pfaffen! Nun, der wird nächstens seine letzte Predigt von der Guillotine halten. Möchten ihm alle seine Amtsbrüder folgen: a bas la calotte!"

So ging es voran, einen wahren Kreuzweg der Schmach, bis nach Aix, und da begann derselbe erst recht. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von dem Priester, den man als Raubmörder einbringe. Alle Fenster flogen auf, alle Gassen füllten sich mit Schaulustigen, und ungezählter Pöbel umdrängte den Wagen, der nur im Schritt fahren konnte. Jetzt bog er auf den Gemüsemarkt ein und mußte im Gedränge einen Augenblick halten. Da wollten es der Zufall oder vielmehr Gottes Fügung, daß Abbe Montmoulins Mutter gerade am Wege, welchen man den Gefangenen führte, bei einer Hökerin ihre kleinen Einkäufe machte.

„Einen Augenblick, Mutter Montmoulin", sagte die Hökerin, eine wohlbeleibte Dame mit wetterharten Zügen, zu der guten Frau, „einen Augenblick gleich sollt Ihr Eure Karotten haben, und die besten auf dem ganzen Markte. Aber erst müssen wir sehen, wen sie da bringen. Halte mir meinen Stuhl, Kleine, daß ich darauf steigen kann", redete die Frau Montmoulins Enkelin an, welche der Großmutter den Korb trug. „So, ich bin nicht mehr so beweglich wie in deinen Jahren. Sie sagten eben, man bringe einen Cure, der einen Mord begangen, — es wird doch nicht möglich sein! Aber so wahr ich eine ehrliche Frau bin, trägt der Mann mit den Handschellen neben dem Gendarmen eine Soutane! Siehst du es nicht auch, Kleine? Stell' dich auf den Ladentisch; aber tritt mir nicht auf den Spargel!"

Im Nu hatte Julie den Tisch erklettert und sah nun den Gefangenen, der bleich und mit geschlossenen Augen auf seinem Strohbund saß. Kaum erblickte das Mädchen ihn, da tat es einen Schrei und rief: „Großmama, es ist der Onkel!" Ohne recht zu fassen, was sie hörte, drehte sich die alte Frau nun auch nach dem Wagen um, der jetzt langsam hart an ihr vorüberfuhr. Sie erkannte ihren Sohn; weit öffneten sich ihre Augen, und mit dem Rufe: „Francois! Francois!" stürzte die gute Frau bewußtlos zu Boden.

Als Abbe Montmoulin die Stimme seiner Mutter hörte, sprang er auf und bat seine Begleiter, sie möchten doch um des Himmels willen halten, daß er sie wenigstens mit einem Worte tröste und beruhige. Allein der Gendarm, der den Zug leitete, befahl voranzufahren, und der Wagen bewegte sich inmitten der schreienden und schmähenden Menge weiter, bis man endlich das Gefängnis erreicht hatte. Da wurde der Gefangene nach Erfüllung der gewöhnlichen Formalitäten dem Direktor vorgeführt, der ihn dem Gefängniswärter mit den trockenen Worten übergab: „Raubmörder, der Tat so gut wie überwiesen. Führen Sie den Mann auf Zelle Nr. 11. Derselbe ist scharf zu bewachen."

(Fortsetzung folgt)

FATIMA STUDENT BURSE

„Nächstenliebe lebt mit tausend Seelen, Egoismus mit einer einzigen, und die ist erbärmlich" (M. v. Ebner-Eschenbach). Wahre Liebe kann einfach nicht nur an sich selbst denken. Im Gegenteil: Bevor sie an sich selbst denkt, steht ihr immer Gott vor Augen und Gottes Interessen. „Irdische Güter nehmen ab in der Verschwendung", sagt man, „die Liebe jedoch wächst, je mehr man davon verschenkt." Seit zwei Jahrtausenden verschenkt Christus sich nun schon durch Seiner Priester Hände vom Altar den Menschen. Daß Er sich an noch viel mehr Seelen verschenken könne, ist der Zweck unserer Sammlung für arme Priesterstudenten. Liebe nur kann Liebe bauen. Jesus hat Seine Geschenke an uns Menschen – von der Liebe der Menschen abhängig gemacht. Wo wir Ihm Priester geben, kann Er sich durch Seine Priester hingeben. Wolle Er segnend entgegen nehmen die Opfer jener, deren Namen wir Monat für Monat verzeichnen. Jeder Pfennig ist für Christi Priester.

Bisher eingenommen:	$3,577.00
Alex J. Hauk, Prelate, Sask.	2.00
Mrs. Joseph Fischer, Regina, Sask.	5.00
Anton Binder, Vancouver, B. C.	8.00
Emil Kolb, Bolton, Ont.	3.00
Mrs. Gertrude Stadtfeld, Regina, Sask.	2.00
Mrs. Peter Degenhardt, Osoyoos, B. C.	3.00
A. Iwanow, Salvador, Sask.	5.00
Ein Freund, Avonlea, Sask.	10.00
Kathrine Stein, Richmound, Sask.	3.00
	$3,618.00

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Jetzt schon an WEIHNACHTEN denken !!

Haben Sie schon an Weihnachten gedacht?
Wir helfen Ihnen gern bei Ihren Vorbereitungen.

Englische Weihnachtskarten:

Cathedral Assortment 21 Karten	$1.00
Madonna Assortment 21 Karten	$1.00
Madonna Assortment 12 Karten	60¢
Religiöse Wandkalender, englisch,	45¢
Wir beten, unser deutsches Gebetbuch	$1.75
Die Monate Gottes von P. H. Krawitz, O.M.I.	25¢

Machen Sie Ihren Freunden und Verwandten hier in Kanada und übersee eine besondere Weihnachtsfreude und bestellen Sie für dieselben ein Jahresabonnement für „Der Marienbote".

Vielleicht sprechen Ihre Freunde nur englisch, dann empfehlen wir Ihnen „Our Family", unsere englische Monatsschrift. überlegen Sie noch heute und senden Sie bitte Ihre Bestellung recht bald ein.

Bitte senden Sie folgendes:
............Box(es) Cathedral Assortment 21 Karten
............Box(es) Madonna Assortment 21 Karten
............Box(es) Madonna Assortment 12 Karten
............Religiöse Wandkalender, englisch
............Wir beten, ...Die Monate Gottes

Name ....

Adresse ....

Bitte senden Sie ☐ Der Marienbote ☐ Our Family als Weihnachtsgeschenk an folgende Adresse:

Name ....

Adresse ....

Name ....

Adresse ....

Alle Bestellungen sind zu richten an:
Marian Press, Box 249, Battleford, Sask.